P. o. germ. 2059 l

6v

Der

Vortrag

oder

so gelangt die Wahrheit zum Thron,

1850.

ein Roman

aus der Fürstenwelt.

Herausgegeben

von

Julius von Voß.

EX BIBLIOTH. SOC. LITER. CURON.

Berlin, 1819.

In der Schüppelschen Buchhandlung.

Td 172/100

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erste Abtheilung.

Spazierritt und Wette.

Ich glaube nun doch, sagte der Herzog, als sie in den stillen Lustwald gekommen waren, daß es im Lande erwünscht zugeht, und die guten Früchte meiner Regierung endlich reifen. Nicht sei damit gesagt, es wäre schon Alles vollkommen, nichts auf Erden ist ja dessen fähig; aber was man so billig hoffen durfte, wie Menschen und Dinge einmal sind, davon — mein ich — stehn wir doch bei uns nicht weit mehr entfernt. Sollten denn auch alle meine Bemühungen vergeblich geblieben seyn? Zehnjährige Uebung im Regierungsgeschäft muß es doch zu etwas Besserem entwickeln, muß richtige Erfahrungen liefern, die ich immer auf's sorgsamste zu nützen strebe, folglich —

Er hielt ein, und warf einen halben fragenden Blick nach dem Prinzen Stephan hinüber. Lobeserhebungen wollte er nicht, Schmeicheleien

vollends waren ihm verhaßt; doch hätte der Vetter hier eine Bejahung ausgesprochen, allenfalls das Thema noch ein wenig durchgeführt, würde es Jenem doch nicht unlieb gewesen seyn.

Prinz Stephan ritt demungeachtet still nebenhin; Gleichgültigkeit ließ sich eben ihm nicht ansehn, vielmehr schien er aufmerksam zugehört zu haben. Doch sagte er nichts.

Nach einer Pause nahm der Herzog abermal das Wort. Ich weiß in der That auch nicht, was noch geschehen könnte. Gerechtigkeit ist mein Hauptgrundsatz. Ich fliehe allen Despotismus, laße die Gesetze walten. Die Fälle, wo ich ihre Strenge mildern zu dürfen glaubte, wird man spärlich aufzählen; geschärft, aus Leidenschaftlichkeit, hab ich sie nie. Liberal bin ich gern, doch nur in so weit es die Umstände zugeben, und die uns einmal nöthige, wirthliche Staatshaushaltung dabei nicht gefährdet ist. Und ihre Rücksichten gelten wieder am wenigsten, wo es Verdienst zu belohnen giebt, denn Reichthum an Verdienst wäre immer der beßte Schatz, den ein Staat sammeln könnte. Religiosität wird befördert, ohne irgendwo die Fahne der Intoleranz aufzustecken; ächter Aufklärung bahnt vielmehr Preßfreiheit den Weg. Nicht ohne Aufmunte-

rung sind Wissenschaften und Künste, dem Handel, den Gewerben ist auch Freiheit verliehen, daß sie um so mehr gedeihn mögen. Träges Fortschreiten mit der Zeit ist uns nicht vorzuwerfen, was gut bei andern Völkern ist, pflanzen wir zu uns herein, ohne auf das Geschrei versteifter Büreaukratie zu hören; doch wieder auch nicht ohne Vorsicht, ohne Prüfung, ob auch das Fremde unserm Zustand der Dinge anpaße, ob uns auch nicht Reiz der Neuheit besteche, blinde Nachahmungssucht verleite. Hm — ich wüßte doch nicht, ob man andere Regierungsmaximen aufstellen könnte, die — die —

Der alte Begleiter fiel abermal nicht in den Gedankenstrich. Er saß ruhig auf dem Pferde; mit etwas glänzenden Augen blickte er über die röthliche Nase in den Wald hinaus. Nur das Haupt wiegte er ein wenig, und vorübergebeugt; zugleich als Zeichen der Achtung, und als Zeichen — er dächte wohl etwas, sage es aber nicht.

Das Antlitz des regierenden Fürsten begann sich ein wenig zu umwölken. Es schien, daß er ungern fortführe, namentlich, weil er auf sich selbst kam, dennoch hatte es ein Ansehn, als vermöchte ihn das Schweigen des Prinzen dazu. Und so fing er wieder an:

Daß Beispiele von Oben auf die Menge wirken, ist zu bekannt, als daß nicht jede Erwähnung überflüßig seyn sollte. Ein ausschweifender Fürst, ein üppiger Hof, erregen Sittenverderb in der Hauptstadt, und von da dringt das Uebel weiter. Nun, ich halte keine Mätressen, lebe häuslich mit meiner Gemahlin, wir besuchen regelmäßig den öffentlichen Gottesdienst. Am Hofe geht es anständig zu, überflüßige Pracht ist hingegen verbannt. Wenn meine Kammerherren und Damen sich in einen unsittlichen Ruf brächten, würden sie bald vom Hofe entfernt seyn, wovon ich Beispiele aufstellte.

Prinz Stephan machte eine ehrerbietige Verbeugung, die zudem ernst war.

Und zufriedner ließen Seine Durchlaucht sich weiter vernehmen: Die Wirkungen blieben auch nicht aus. Man beträgt sich am Hofe löblich. In einer Hauptstadt, bei dem Zusammenstoß einer zahlreichen Bevölkerung, läßt sich freilich alle Unbill nicht austilgen; große Härte würde auch nur theils Reaktionen zur Folge haben, theils Verheimlichungen, wo das vom Reitz des strengen Verbots nur um so mehr angelockte Laster es desto ärger triebe; wogegen man Glauben an den Menschen bewähren muß. Je mehr

Bildung, je mehr ist zu hoffen, daß man die Schranken gesetzlicher Freiheit erweitern dürfe, und so den Menschen bewegen werde, Selbstachtung, Liebe zur Moralität anzunehmen, das Nothwendige, die Wohlthätigkeit gesetzlicher Ordnung einzusehen. Nun, etliche Ausnahmen bei leichtsinniger Jugend, wenige andere noch ungerechnet, sieht man doch in der Hauptstadt keinen ärgerlichen Luxus, keine Verschwendung, wodurch sich reiche Familien zu Grunde richten, dagegen — was mir lieb ist und auf einen nützlichen Umlauf des Geldes, auf Regsamkeit in Handel und Gewerbe deutet — sieht man Wohlstand. Es wird gebaut, verschönt, die Einwohner in den höheren Ständen ergötzen sich mit Geschmack. Von den niedern ist das noch nicht zu verlangen, eben so wenig, daß alle Geschäfte der Kriminal-Justiz in Stillstand gerathen, oder die Armenanstalten ohne Zulauf bleiben sollten. Verbrechen in den niedern Ständen und Armuth dort, sind allerdings nahe verwandt; sollt ich gleichwohl aller Nahrungslosigkeit — auch aller übeln Erziehung — steuern, sollt ich daneben noch alle uns vom Krieg geschlagne Wunden plötzlich heilen, da müßt ich ein Wunderthäter seyn. Ich komme aber auf mein erstes Wort zurück: was man billig hoffen

durfte, ist doch — ziemlich wenigstens — erreicht.

Jetzt lös'te sich des Prinzen Stephan Zunge. Ich freue mich, sagte er mit einer leichten Verbeugung, Ihr Durchlaucht so zufrieden mit ihren Regierungsresultaten zu sehn.

Nun, das hieß doch ein Wort. Der Prinz war ein Funfzigjähriger, von einer Seitenlinie des regierenden Hauses. Er hatte eine kleine, eben nicht ansehnliche Gestalt, unscheinbare graue, doch lebhafte und bewegliche Augen, die Nase verunbildeten einige Rubinen; etliche Züge am Mund würden schon ein Talent zu Spott und Satyre verrathen haben, wenn er auch am Hofe und in der Stadt nicht als Witzling berufen gewesen wäre. Von Zeit zu Zeit wußte man sich ein neues Bonmot, eine kleine getriebne Neckerei von ihm zu erzählen. Weiter sagte man im Publikum eben nichts von ihm, auch etwas Gutes nicht; ältere Staatsbeamte von Rang, und auch jüngere, die sich mit empfohlnen Neuerungen, von denen sie großes Heil versprachen, gültig machen wollten, flohen den Prinzen aber, und zischelten sich ins Ohr: er habe eine gar böse Zunge.

Es ist wahr, daß er bei großen Verheißungen, die Andere erwärmten und begeisterten, oft

nur lachte, oder mit einer skurrilischen Miene Toback nahm; auf bestreitende Abhandlungen ließ er sich jedoch nicht ein; mit einem Witzwort, das gewöhnlich an dem hochgeehrten Gegenstand eine lächerliche oder absurde Blöße aufdeckte, war es genug.

Einmal hatte er des Herzogs Unmuth nicht wenig gereitzt. Man schlug die Aufhebung der Handwerkszünfte vor. Einige Räthe stellten ihr namhafte Gründe entgegen, andere sagten: der Zeitgeist verlange es so, und dies war gleichsam eine Zauberformel geworden, womit man den Widerstand zu beschwören pflegte; was auch häufig gelang, indem Manche, selbst bei abweichender Ueberzeugung, doch nicht gerne Finsterlinge heißen wollten. Auch dem Herzoge waren die Verlangen des Zeitgeistes so oft als billig und nützlich vorgestellt worden, daß er, dem Billigen und Nützlichen hold, sich meistens geneigt zeigte, ihnen zu willfahren.

Prinz Stephan mochte aber zu Denen gehören, welche meinten: was für einen Ort sich eigne, könne an einem andern wieder nicht passen, und für den Zustand der Dinge im Herzogthum dürfte wohl die Fortdauer der Zünfte das Angemeßnere seyn. Rath zu geben war seine

Sache nicht; vielleicht weil er — wie man es nennt — einigemal sich den Mund verbrannt hatte. Er befehligte indeß ein Regiment, und übte es in den Waffen, als der Herzog kommen, und es besehen wollte. Jener hatte angeordnet, daß auf ein Zeichen der Trommel alles, Offiziere und Gemeine, auseinander laufen sollte, Jeder nach Willkühr, wohin es ihm beliebte. Der Fürst erschien, das Zeichen tönte, und nun war das Feld bald mit Einzelnen bedeckt, die vorwärts und rückwärts liefen, wie eine Heerde Schaafe, die einen Wolf sieht.

Der Herzog stutzte. Aber Ihr Liebden, was ist das?

Ihr Liebden pflegte er zu sagen, wenn er nicht gut zu sprechen war, sonst nannte er den Prinzen Vetter.

Ei nun, gab dieser zur Antwort, ich habe da ein Manöver ausgedacht, wobei jedem Einzelnen der freieste Gebrauch seiner Kräfte zugestanden bleibt. Reih und Glied hemmen, und vermindern ihm so die Kräfte. Weil man die Ordnung bei den Zünften aufhebt, müssen, denke ich, die Beweggründe auch hier paßen.

Der Herzog rief: Das Regiment wieder zusammen, ins Teufels Namen! Dann ritt er weg,

und sprach vier Wochen lang kein Wort mit dem Prinzen.

Diesem bekam es auch noch auf dem Wege der Publizität übel. Ein junger Rath ließ ungenannt in einer auswärtigen Zeitschrift eine Erzählung des Vorgangs abdrucken. Der Prinz ward darin als ein Finsterling, der mit dem Zeitgeist nicht aus der Stelle wollte, hart mitgenommen, auch ihm mit beredten Zeilen dargethan: wie sehr ein Vergleich zwischen Handwerksgenossen und Soldaten hinke. Wäre bei Jenen die freimöglichste Entwickelung eigenen Wollens und Strebens nöthig, könne es hier dagegen nicht maschinenhaft genug zugehen. Da hatte es der Prinz.

Doch glich der Herzog sich wieder mit ihm aus, denn lange konnte er, bei seiner gütigen Sinnesart, nicht grollen.

Die Leser wissen jetzt ungefähr, weß Geistes Kind Prinz Stephan war, und nun mögen sie dem weitern Spazierritt der beiden vornehmen Herren zu folgen belieben. Es war dem Herzoge diesmal gemüthlich, noch mehr über seine Regierung zu sprechen, und auch jenes Wort des Prinzen ihm nicht unlieb gewesen. Im Anfang, hob er wieder an, begegnete mir es oft, daß ich in den Einrichtungen, welche ich traf, oder in den Menschen,

welchen ich mein Vertrauen schenkte, mißgriff, oder mich täuschte. Bei den Einrichtungen will ich nicht läugnen, daß es mir selbst noch widerfahren könnte. Frägt man darüber erfahrne Staatsbediente, sind sie nicht selten auf das Alte versessen, wollen von ihrem Bookssbeutel sich nicht trennen. Jüngere sind ihnen oft an Talent, an Geisteskraft überlegen, doch eben so oft voll schwindelnden Neuerungsgeist. Wie man auch alle Theile hört, jede Neuerung prüft und wägt, man kann sich doch irren, sollte es auch erst nach Jahren sich ausweisen. Bisweilen forderte ich Gutachten und Berichte von allen Seiten ein, und hatte am Ende die Für und Wider in gleicher Zahl. Die Stimme des Zeitgeistes, worin sich die besten Köpfe gebildeter Nationen begegnen, ist dann freilich ein Pilot, dem man das Steuer zu vertrauen wohlthut; bei dem Allen will ich aber nicht in Abrede seyn, daß er hie und da nicht alle Klippen vermeiden dürfte. Mit den Menschen ist es hingegen ein Anderes, da behaupte ich mit einiger Zuversicht, mich so leicht nicht mehr zu täuschen. Es ist mein Hauptstreben, daß Niemand ein Amt von Belang, oder sonst einen namhaften Wirkungskreis erhalte, der sich dazu nicht durch Redlichkeit und Kenntnisse eignet, eben so wenig irgend eine

Belohnung, ohne erwiesen gerechte Ansprüche darauf. Nicht minder wache ich sorgsam, daß Niemanden überhaupt Unrecht geschehe, am wenigsten aber verdienten Leuten. Als ich die Regierung erst angetreten hatte, mochte es leichter seyn, mich zu hintergehn; ich hatte noch keine Erfahrungen gesammelt. Ich ließ Jedermann wissen, daß ich alle Schmeichelei haße. Man schmeichelte nun freilich selten platt, doch wußten Einige es fein genug damit anzulegen, so — daß ich doch hie und da wohl in solchen Fällen gethan haben mag, was sonst nicht geschehen seyn dürfte. Auch konnten Empfehlungen in jener Zeit mich leicht bestimmen; zumal wenn sie von Männern kamen, denen ich vertraute. Ich glaubte von den Redlichen nicht, sie könnten auf unwahre vortheilhafte Schilderungen eingehn, und wieder von den Klugen nicht, sie vermöchten zu irren. Eben so hegte ich keinen Zweifel, wenn ein solcher von Jemanden Nachtheiliges sagte, meinte, er würde sich nicht erkühnen, Privatfeindschaft in sein Urtheil zu mengen. Vielen Bitten konnte ich damal auch selten widerstehn, handelte oft nach meinem Gefühl, in der ersten Herzensregung; wodurch manche Begünstigungen, und mehr als Billigkeit gegen Andere und genaue Staatswirthschaft

immer zugaben, an Leute verschwendet wurden, die sich mehr auf die Kunst etwas zu erlangen verstanden, als auf die, etwas zu leisten. Daneben hatte ich es anfangs mir zum Gesetz gemacht, alle eingelaufene Briefe sogleich zu beantworten; schon um das Beispiel einer raschen pünktlichen Geschäftsordnung zu geben. Hieraus erwuchs bei dem Allen oft der Uebelstand, daß ich ohne genaue Kenntniß des Vorwurfs entschied, und zu leicht nur mich übereilte. Doch späterhin suchte ich allem Mißbrauchen meines Herzens, aller Leidenschaftlichkeit, allem Irrthum, worin ich befangen werden könnte, möglichst zu begegnen, und ich denke, mir sei viel damit gelungen. Die Schmeichelei nahe auf gradem oder krummen Wege, sie verfehlt ihr Ziel. Mündliche Bitten höre ich nie an, Jeder muß schriftlich einkommen, daß ich besonnen, und nach vorhergegangener Untersuchung, zu verfügen im Stande bin. Kein Einzelner, sogar keiner von meinen Ministern, darf mir irgend Jemanden empfehlen; ist irgend ein Subjekt zu einem Amt, zu einer Erhöhung, einer Auszeichnung, einem Benefiz, was es nun sei, in Vorschlag, wird der Bericht des Landeskollegiums, zu dessen Geschäftskreis die Sache gehört, eingefordert. So können doch Nepotismus,

Erschleichung, oder gar Bestechung ihr Spiel nicht treiben, und sorgsam geführte Conduitenlisten beugen, namentlich bei den Beamten, noch dem Emporkommen des Scheinverdienstes, dem Verlarven der Untüchtigkeit oder Schlechtigkeit, vor. Am Hofe darf gar nicht die Rede von Einlegungen und Vertretungen seyn; die Herzogin selbst mußte schon lange mir ihre Hand darauf geben, sich alles Protegirens enthalten zu wollen. Aus dem Kabinet wird nicht mehr schnell geantwortet, aber auch nicht übereilt, und ich denke in den meisten Fällen angemessen. Ich wünsche mir Glück, einen Kabinetsrath gefunden zu haben, wie es der jetzige ist. Ehe ich ihn annahm, schickte ich die sorgfältigsten Erkundigungen über seine Gemüthsweise, seine Ehrliebe, seine Talente, seinen Fleiß, seine Erfahrungen voraus, und dann noch prüfte ich seine Redlichkeit scharf. Ich veranlaßte heimlich, daß ihm ein reicher Wechsler Zehntausend Dukaten ins Haus senden mußte, mit der Bedingung, ihm bei mir zu einem wichtigen Monopol zu helfen. Zu meiner Genugthuung bestand der Kabinetsrath die Probe, wies die Summe gleich ab, äußerte seine Meinung gegen das Monopol, als es beim Vortrage zur Sprache kam. Eigentlichen Rath hab ich ihm untersagt, mir zu geben, seine

Ansicht hat er nur auf mein Erfordern darzuthun; und da muß er alle Beredtheit vermeiden, in kurzen, schmucklosen, die Sache am nächsten bestimmenden, Worten sagen, was er davon weiß. Gewöhnlich halte ich es mit den Arbeiten im Kabinet so: Heute wird mir vorgetragen, was an Nachsuchungen, Vorstellungen, Meldungen eingelaufen ist. Ueber nichts wird gleich verfügt, Alles acht Tage in Bedenken genommen. Während dem muß der Kabinetsrath über jeden Gegenstand bei den Landesstühlen, oder wo es sonst nöthig ist, Erkundigungen einziehn. Nach acht Tagen — in wichtigen Angelegenheiten wird die Frist auch noch länger hinausgedehnt — kömmt dieser Vortrag wieder zur Reihe. Der Kabinetsrath hat einen kurzen Auszug der Notizen gemacht, die Belege aber zur Hand, von denen ich einige immer wirklich durchzusehn pflege. Nun, da kann ich doch so leicht nicht getäuscht werden. Handelt es sich um die Besetzung eines Amtes von Belang, gnügen mir auch kollegialische Gutachten und Konduitenlisten nicht, der Kabinetsrath muß noch die öffentliche Stimme über den Mann erforschen, und die lügt selten. Da will ich, zum Beispiel, einen Prinzenhofmeister anstellen. An Vorschlägen hat es nicht gefehlt, doch zaudre ich schon

Jahr und Tag, denn nichts Geringes bedingt das Amt. Unter vielen Kandidaten trat endlich Einer hervor, der, allem Ansehen nach, doch keine Zweifel mehr über seine Qualification dazu bestehen läßt. Er ist Schriftsteller. Ich laße seine Werke von Sachkundigen prüfen; aus dem was Jemand geschrieben hat, läßt sein Geist sich doch erkennen. Selbst alle Urtheile, die in kritischen Blättern über diese Werke gefällt worden sind, laße ich nachsehn, und endlich von seinem Privatleben die unverdächtigsten Nachrichten schöpfen. Bei den Erhöhungen meiner Officiere gilt, in der Regel, ihre Dienstzeit; wenn sie von unverweislichem Muth im Kriege, und anderweitiger ehrliebenden Aufführung begleitet war. Doch hat die Regel ihre Ausnahmen. Das ausgezeichnete Verdienst muß auch ein ausgezeichneter Lohn ehren; ohne solche Aufmunterung würde kein Nacheifer entstehn, man würde es am Gewohnten bewenden laßen, in langer Friedenszeit sich Alles versteifen, wie man es wohl bei diesen und jenen Heeren erlebt hat. Da sucht jetzt ein fremder Offizier Dienste bei mir nach. Fremde nehme ich nicht leicht an, doch in dem Fall auch gern, wenn die Eingebornen von ihnen lernen können, auch — aus statistischem Beweggrund — wenn sie reich sind, und

ihr Vermögen ins Land bringen. Doch würden auch Millionen da keinen Ausschlag geben, wenn es ein mauvais sujet wäre. Nun, der Offizier von dem ich rede, hat ungemein viel für sich. Eine ansehnliche, einnehmende Gestalt ist das wenigste, ob man schon bei Kriegern darauf zu sehen pflegt. Er hat indeß vielen Kriegen und Schlachten beigewohnt, und dem Kriegsministerium Ausarbeitungen übergeben, die ungemeine theoretische Wissenschaft, und genievolle Benutzung der eingesammelten wichtigen Erfahrungen, außer Zweifel stellen. Fünf Ehrenzeichen und mehrere Wunden reden von seiner bewiesenen Tapferkeit, über die er auch rühmliche Zeugnisse eines namhaften auswärtigen Heerführers aufzuweisen hat. Er ist zudem reich. Demungeachtet laße ich noch in seiner Heimath über ihn forschen, und so wie es hier geschieht, wo nicht allein die Stimme der Obern, sondern auch der Kameraden und Untergebnen beachtet wird. Nun, bei solchen Maasregeln kann ich denn mich selten hintergangen sehn.

Der Herzog endete, die Bemerkungen des Prinzen erwartend. Da keine erfolgten, blickte er zu ihm hinüber, und des Begleiters Gesicht sah aus wie eins, das große Mühe hat, sich des Lachens zu enthalten. Jener verschwieg seine

Be-

Befremdung hierüber nicht. Da neigte der Prinz das Haupt bis auf die Mähne des Pferdes, und ließ sich vernehmen:

Hoch treffliche Regierungsmaximen, eine ungemein weit getriebene Vorsicht —

Es war aber zu hören, daß er ein aber verschluckte. Mit einigem Unwillen sagte nun der regierende Fürst: Ich will kein Lob — meinen Sie aber, Vetter, daß es noch besser anzufangen sei?

O nein, hieß die Antwort, o nein! Hm — fing Jener wieder an, Sie denken bei dem Allen noch etwas. Sagen Sie einmal, was! Ganz offen!

Prinz Stephan entgegnete: Wollen Ihr Durchlaucht es mir auch nicht übel nehmen?

Nein, nur heraus damit!

Jetzt nahm der Andere das Wort: Diese Grundsätze, dies Verfahren darf ich auch nicht erst loben, sie loben sich selbst. Gerechtigkeit legen Ihr Durchlaucht sich selbst auf, und von Anderen fordern Sie vor Allem — selbst noch über alles Talent hinaus — Moralität. Die Nachforschungen sind allenthalben aufs Beßte eingeleitet. Was gleichwohl den Umstand betrifft: daß ein so das Rechte wollender, und so

zum Wahren strebender Fürst kaum noch hintergangen werden könnte, so muß ich, mit der mir anbefohlnen Offenheit, gestehn: daß ich hier nicht eben gläubig bin. Ja, ich wollte mich anheischig machen, einen Monat lang die Regierungsgeschäfte genau zu beobachten, und am Ende dieser Frist nachzuweisen: daß wenigstens sechs Erzschurken hier währenddem ihr Glück gemacht haben, und wenigstens sechs guten, braven, ehrlichen Leuten — so gut, brav und ehrlich man sie im Lande findet — harte Ungerechtigkeit widerfahren ist. — Sie haben mir Offenheit geboten.

Der Herzog riß den Nationalengländer mit so heftigem Unmuth in den Zügel, daß er zu courbettiren anhob, und es einige Zeit währte, bis er wieder in seinen ruhigen Gang fiel. Und wohl eine Viertelstunde lang blieb der vornehme Reuter verstummt. Dann hingegen brach er aus: Nein zu arg, beim Himmel, zu arg! Erzschurken würde man doch aus ihrem Ruf beurtheilen, selbst aus ihren Phisiognomien. Sechsmal in einem Monate sollte ich sogar betrogen werden; da müßten es doch meine Minister und übrigen Räthe auch seyn; und meines Wissens ist so wenig ein Lügner als ein Gimpel darunter. Vollend noch sechs Ungerechtig-

keiten in einem Monat. So lange ich regiere, habe ich noch nicht eine vollzogen, ob ich schon nicht alle Bitten gewähren kann.

Es versteht sich von selbst, rief der Prinz, daß Ihr Durchlaucht Niemandem aus Absicht unrecht thun werden, allein — es kann ohne Absicht geschehn, und dem, der es leidet, dann gleich viel. Uebrigens denken Sie von allen Menschen gern gut, glauben ungern Schlimmes; das ist zum Theil auf Ihre Räthe übergegangen, weil des Regenten Beispiel dort so gewichtigen Einfluß übt, zum Theil sitzen diese Räthe zu tief in Papieren vergraben, um auf recht genaue Nachforschungen eingehn zu können; endlich — haben sie von ihrem gütigen Fürsten wenig zu fürchten, wenn sie aus Nachläßigkeit oberflächlich zu Werke gehn, oder sich täuschen laßen, oder — auch wohl selbst täuschen. Trotz aller Vorsicht, die Ihr Durchlaucht üben, werden die meisten Begünstigungen doch nicht auf gradem Wege erlangt, sondern erheuchelt, erschmeichelt, erkrochen, erweint, erprahlt, selbst wohl erstürmt, ertrotzt, und die meisten gerechten Ansprüche bleiben unbefriedigt. Es käme ja auf einen Versuch an, ob ich unrecht habe.

Ich wette, rief der Herzog, daß Sie unrecht haben.

Nun, fragte Prinz Stephan, was gilts? Verliere ich, will ich Tausend Dukaten zur Invalidenkasse bezahlen, gewinne ich, so versprechen mir Ihr Durchlaucht die sechs präsentirten Schurken über die Gränze jagen zu laßen, und das verfügte Unrecht gut zu machen.

Der Herzog rief: O das würde ohnehin geschehn! Wie hoffen Ihr Liebden aber auszumitteln, was — Sie freilich nicht ausmitteln werden?

Er empfing die Antwort: Einmal denke ich nicht so über den Menschen wie Ihr Durchlaucht, übertreibe vielleicht Mißtrauen und Argwohn; doch ist das bei dem Geschäft, dem ich obliegen will, ein passender Charakterzug. Zweitens habe ich viel müßige Zeit, und kann da mehr thun, wie ein ganzes Landeskollegium. Endlich sollen mir auch Werkzeuge dienen, und — ehrliche Leute werde ich grade nicht dazu erkiesen; die taugen für solchen Zweck nicht.

Nun topp, sagte der regierende Fürst, die Wette gilt. Adieu, Ihr Liebden!

Er ritt etwas verdrießlich nach dem Pallast, und Prinz Stephan überlegte, wie er das gegebne Wort lösen könne.

Ehe man erzählt, welche Mittel er zu dieser Absicht aufsuchte, wird es dienlich seyn, über den Gang der Dinge am Hofe und die Landesverwaltung Einiges zu sagen.

Im herzoglichen Pallast ging es, ausgenommen, wenn vornehme Fremde sich in der Hauptstadt befanden, oder in der nicht langen Winterkarnevalszeit, still, einfach und häuslich zu; es mag in Wien und Berlin reiche Wechsler geben, deren Tafel üppiger besetzt ist. Pracht blendete im Hausrath eben nicht, doch zeigten sich allenthalben feine Auswahl, edler Geschmack, und man wandte inländischen Künstlern und Handwerkern lieber Beschäftigung zu, als daß man Spiegel aus Venedig, Gobelins aus Paris, und Silbergeräth aus London verschrieben hätte.

Den Charakter und Sinn des Herzogs erriethen die Leser wohl ziemlich schon aus seiner Unterredung mit dem Prinzen, und so bleibt wenig mehr davon zu melden übrig. Er zählte einige dreißig Jahre, war hellen Kopfs, durchaus redlichen, gutmeinenden Herzens. Und was noch mehr ist, so hatte er den beßten Willen, sich selbst zu beherrschen, weil er klüglich glaubte, daß man, dies vermögend, um so geeigneter sei, Andern zu gebieten. Ohne Zweifel bildet dieser Grund-

satz — wenn er kein leeres Wort ist, sondern ihm nachgelebt wird — eine der höchsten Fürstentugenden aus; bei dem Allen kann er dennoch zu Mißgriffen leiten, Fehlern ihr Daseyn geben, und Lessing erinnert im Nathan mit hohem Recht: daß manche Fehler aus Tugenden entstehn. Auf einer Seite wurde dem Herzog der Kampf mit sich eben nicht schwer, denn er hatte weder ein cholerisches Temperament, das ihn zu heftigem Zorn, Uebereilung, Rachsucht aufgelegt machte, noch ein sanguinisches, dem Leichtsinn und heiße Neigung zu manchen Lüsten ihren Ursprung dankten. Eigentlich hatte er nur vieles Gute an sich zu bekämpfen, nehmlich, daß er nicht des Guten zu viel thäte, und da — wie es denn so unendlich schwer ist, immer den richtigen Takt zu treffen — konnte es wohl seyn, daß auf der anderen Seite des Guten bisweilen zu wenig geschah. Sein Herz würde ihn vermocht haben, jeder Bitte zu willfahren, allen Nothleidenden aufs freigebigste auszuspenden; in sofern ihm jedoch sein Verstand bewies, das sei unthunlich, stritt er auch gegen die innere Regung hie und da auf eine solche Weise, daß in einzelnen Fällen wohl sich von Härte reden ließ. Gute Staatshaushaltung dünkte ihm mit vollem Rechte nothwendig, um so mehr als

man noch aus den Kriegeszeiten namhafte Landesschulden zu tilgen hatte, er gab ein Beispiel der Wirthlichkeit; zuweilen dürfte es gleichwohl am nicht passenden Ort geschehen seyn, und man verschrie ihn oft als geizig. Wuchsen nichtsdestoweniger die Landesschulden, statt sich zu vermindern, nur mehr noch an, hatte dies Ursachen, die man weiterhin zu erörtern denkt. Und durchaus gelang ihm sein Kampf — freilich der schwerste von allen — wieder nicht. Denn sprach er schon viel über gesammelte Erfahrungen und abgezogne Begriffe, hinsichtlich der Menschenkunde, legte er in der so weit getriebnen Sorgsamkeit bei den Nachforschungen gleich Mißtrauen an den Tag, so urtheilte am Ende sein Herz doch mehr als er es selbst ahnte. Es wurde ihm schwer, von irgend Jemanden Böses zu glauben; er floh selbst nicht selten die Ueberzeugung, weil sie ihm peinlich war, und so lange sie ihm ferne blieb, that es ihm wohl, das Beßte an Jedem voraus-zusetzen; namentlich wo er bereits eine ausgezeichnet gute Meinung geschöpft hatte. Einen Günstling besaß er nicht, untersagte es sich aus Grundsatz einen zu wählen; sein Vertrauen schenkte er dagegen Manchen, und wer es einmal gewonnen hatte, büßte auch so leicht es

nicht wieder ein. Eben darum irrte gleichwohl dieser edelsinnige Fürst, wenn er meinte, nicht leicht mehr hintergangen zu werden. Wir berührten seinen hellen Geist. Er offenbarte sich in manchen richtigen, oft selbst tiefblickenden Urtheilen, auch in einem hohen Grade in dem, was man Bonsens nennt. Auch las der Herzog viel, und nicht ohne Nutzen für seinen Geist. Das ist immer ein Wichtiges an Fürsten; Gustav III. von Schweden sagte in einer Rede, welche er im Jahre 1774 zum Vortheil der Preßfreiheit hielt: Auf diesem Wege erfahren Könige Wahrheit, die man ihnen so gern und oft mit großem Erfolge verbirgt. Doch wie eine gewisse Bescheidenheit — eine in manchen Fällen übertriebene Tugend — ihn oft vermochte, lieber fremdes Urtheil zu hören als dem eignen unbedingt zu traun, und er überhaupt gern viel fragte, so geschah das auch bei den Büchern. Selten las er eins eher, als er es hatte loben hören, und geschah auch einmal zufällig das Gegentheil, erkundigte er sich doch bei Andern um ihre Meinung darüber; und es kostete dann nur einige einleuchtende Beredheit, und seine eigne wich der fremden. Es geschah selbst darum, weil er den beßten Willen nährte, von allem Wahn und Vorurtheil sich loszumachen,

seine Begriffe immer mehr aufzuhellen. Nun kam es gleichwohl so, daß er meistens nur las, was Andere wünschten, daß er lesen sollte; bei manchen Gegenständen wurden ihm die Für von allen Seiten hergebracht und schienen seinem guten natürlichen Verstande einleuchtend, die Wider blieben ihm dagegen oft unbekannt. Religion, Gerechtigkeit, wirthliche Staatshaushaltung, gesetzliche Freiheit der Unterthanen, ihre Moralität, ihr Wohlstand, Fortgang mit der Zeit, höhere Entwicklung, diese Worte oder Begriffe sagten ihm stets zu, erwärmten ihm das Herz; und so war ihm denn ein Buch, das Mittel zu solchen Zwecken aufzählte, immer auch lieb. Ob aber die empfohlnen Mittel auch immer die beßten waren, ob Zwecke wie die aufgestellten, sich überhaupt so erreichen ließen, wie es Deklamationen beliebter Schriftsteller versicherten, dies trat nun allerdings nicht klar genug hervor; wie schwierig ist es auch damit? Und so traf es sich oft, daß unser Herzog, wie fern er auch gemüthliche Uebereilungen durch Selbstbeherrschung von sich hielt, bei den Ideen nicht so verfuhr, obschon er immer sorgsam prüfte, und viele Gutachten einzog. So wurde manche Einrichtung getroffen, die zwar von den Stimmführern des

Zeitgeistes mächtig erhoben, späterhin gleichwohl für die örtlichen Verhältnisse des Herzogthums nicht geeignet anerkannt wurde; man wollte dann nicht gern auf Rückschritte eingehn, und das Unpassende blieb, wucherte in nachtheiligen Folgen. Gar häufig wurden auch Verbesserungen in den Geschäftsformen beliebt, welche am Lichte besehn, nur Veränderungen waren, die füglich hätten unterbleiben können, und mindestens nun manche lästige Weitläuftigkeit, manche Durchkreuzung und Verwirrung in den Staatsarbeiten herbeiriefen. Einigemal setzte es aber auch die Erfahrung außer allen Zweifel, daß man gescheuteres Alte verdrängt, und Neuheit von minderem Werth an seinen Platz gestellt hatte. Freilich geschieht das auch an nur zu vielen Orten, und nicht leicht würde sich einer ausfinden, wo man es immer zu vermeiden gewußt hätte.

Im Allgemeinen war dieser Herzog übrigens gewiß ein vortrefflicher Mensch und Fürst, und hatte er in jener Eigenschaft, wie Alle, Fehler, konnte man sie edle Fehler nennen. Doch schlimm für das Loos der Menschheit, daß kleine Fehler an einem Fürsten leicht große üble Wirkungen verbreiten; und wenn schon im Privatleben *edle Fehler* selten auch edle Folgen bringen,

so dürfte es mit solchen, die von Thronen ausgehn, noch viel bedenklicher seyn.

Die Gemahlin des Fürsten war daheim strenge zur Folgsamkeit erzogen, deshalb wurde es ihr auch leicht, nach ihrem Gemahl sich zu bilden, und ihm binnen weniger Zeit, der ganzen Sinnesweise nach, auffallend ähnlich zu werden. Weil beide verlobt waren, ehe sie einander noch sahen, konnte Liebe dieser Ehe nicht vorangehn, sie entstand aber und befestigte sich, als die Gatten sich kennen lernten. Die Herzogin war voll Würde an ihrer Außenseite, und im Innern ohne allen Stolz. Viele weibliche Vorzüge schmückten sie, auch eine Gestalt, die erhabene edle Haltung, den physiognomischen Ausdruck zarter Gemüthlichkeit und wahrhafte Schönheit vereinte. Güte und Neigung zum Wohlthun unterdrückte sie weniger in sich, als der männlich festere Gemahl, doch hielt sie auch behutsam den menschlichen Trieb in angemessene Gränzen, damit er sie nicht zu weit führte. Und weil ihr Gemahl sich der Wirthlichkeit so ergeben zeigte, pflegte sie auch alljährlich eine von ihrem sogenannten Etat und Nadelgeld ersparte Summe aufzuweisen. Nach dem Vorbild anderer Fürstinnen stellte sich die Herzogin an

die Spitze mancher wohlthätigen Anstalten, der Wittwenversorgung, des Waisenhauses für Mädchen, eines während der letzten Kriegszeiten entstandenen Vereins zur Pflege siecher Krieger, Unterbringung der verstümmelten, und einiger anderen. Oft besuchte sie die Krankenhäuser in der Hauptstadt, auf Reisen ließ sie allenthalben ähnliche Anordnungen sich zeigen. Indem sie durch ihr Beispiel sowohl, als unmittelbares Erinnern, die bemittelten Frauen im Lande zum Mitwirken aufmunterte, konnte sie dann allerdings viele Wohlthaten üben, ohne daß es ihr bedeutende Ausgaben abgenöthigt hätte, den Hülfsbedürftigen kam es immer jedoch zu Gute. Ungemein ernst hielt diese Fürstin auch bei allen weiblichen Hofbedienten auf sittsame Zucht; wo nur ein Verdacht, eine leise Nachrede tadelte, war Entfernung in eiliger Stille die Folge. Es mochte wohl an ihrer eigenen strengen Erziehung hängen, daß sie in solchen Fällen mit einiger Hitze verfuhr und keine Entschuldigungen hörte; wogegen der Herzog genauer prüfte, und auch wohl zu größerer Nachsicht mit Schwachheiten aufgelegt war. Auch glaubte Jene leichter, wenn er hingegen eine Anschuldigung bestritt, bis man ihn überzeugt hatte; was freilich nicht im-

mer so leicht anging. Man sah hier selten schöne Hofdamen; es war der Fürstin Grundsatz, nur Mittelgut aufzunehmen. Es leuchtet aus ihrem Charakter ein, warum, dennoch wurde sie gemißdeutet, wie es die nimmer vermeiden können, welche auf einem hohen Standpunkt viel wahrgenommen und beurtheilt sind. Einige flüsterten sich ins Ohr: die Herzogin wolle nur zum eignen Lichte Schatten und Kontraste stellen, Andere: sie müsse doch mehr vom Gemahl fürchten, als man wohl vermeine. Nur letzthin war, als Ausnahme von der Regel, die ungemein schöne Tochter eines im Felde gebliebnen Obersten als Hofdame angestellt worden, von der man späterhin viel zu reden haben wird.

Das Sprichwort: wie der Herr so der Knecht, lügt oftmal, doch an Höfen seltener; dem Anschein nach richtet man dort sich wenigstens genau nach dem Wollen und den Winken von Oben. Und man wird auch schon bei solchem Gesind der Privatleute, das lange in dem nehmlichen Dienst bleibt, bemerken, daß es klüglich den gemachten Forderungen nachlebte, und dadurch sich erhielt. Versteht man sich auf eine Klugheit dieser Art an Höfen am vollkommensten, darf es wohl nicht befremden.

In der That sah hier Alles einfach, offen, bieder, kurz treu, redlich, ohne Falsch aus. Wer eine lustige Vorstellung vom Hofwesen gehegt hatte, sagte, diese Männer und Frauen erblickend: Hier wird das alte Vorurtheil siegend widerlegt. Und wer den Herzog und die Herzogin etwas näher kannte, glaubte den Höflingen ihre anspruchlose, redliche, ungesuchte Darstellung oft um so mehr. Was sollte ihnen auch aller Intriguengeist, sagte man oft; bei dem fürstlichen Paar erreichten sie doch keine Absicht damit, würden nur seine Gunst verscherzen.

Der schon etwas betagte Hofmarschall hatte das Ansehn eines Landedelmanns, sprach wenig und meistens nur hingeworfen; besonders zeichnete ihn aus, daß er nicht immer den Meinungen des Fürsten huldigend beitrat, sondern bisweilen unbefangen und freimüthig seinen Zweifel dagegen vortrug. Dennoch war er auf die seinigen auch nicht versessen, ließ sich belehren, eines andern überzeugen. Jenem war dies schon recht, und er nannte ihn seinen ehrlichen Hofmarschall; ein Prädikat, welches muthwillige Dichter selten den Hofmarschällen in Komödien und Romanen beilegen.

Leute, die für scharfblickend gelten wollten,

sagten einander freilich ins Ohr: der alte Hofmarschall wisse schon, was er thäte und sage. Eine Manier wie die seinige erhielte bei diesem Hof am sichersten. Er bestritte oft, wovon er nur beabsichtige, des Herzogs vielleicht noch wankende Meinung möchte sich um desto fester stellen. Er bringe hauptsächlich zur Sprache, was dieser und jener Minister auf eine gewisse Weise, und zu einem gewissen Ueberzeugungsresultat führend, abgehandelt wünsche, und hielt namentlich mit dem Freiherrn Haßler, dem Minister des Innern, geheimnißvolle Zusammenkünfte. Man zerbrach sich auch die Köpfe über den Umstand, daß er, obgleich arm an den Hof gekommen, nunmehr ziemlich reich seyn sollte.

Zwei Kammerherren, den am Hofe gewöhnlichen Dienst versehend, waren auch nicht mehr jung, und laute Widersprüche der geschwätzigen, gezierten, luftigen und duftigen, treu- und scheulosen Gemälde, die man sonst von Würdenträgern dieser Art wohl fertigte. Ihre Kleidung war schlecht und recht, ihr Betragen männlich und natürlich. Sie besuchten pünktlich den Gottesdienst, lasen fleißig neue Schriften und Journale, und sprachen sinnig über ihren Inhalt, statt ältere Kammerherren mit Anekdoten

und Witzeleien ihren Verkehr trieben, und manche wohl neue Trauerspiele dichten. Mit dem Hofmarschall waren sie oft uneins über Ideen, den Werth irgend einer Schrift, und derlei. Die Meinungskämpfe hatten oft Interesse, es leuchteten Geistesblitze daraus hervor. Nicht selten hörte ihnen der Herzog mit Vergnügen zu, gab auch wohl den Ausschlag. Gegen alles Frauenzimmer waren diese Kammerherren gewandt verbindlich, doch nur in so weit sich das mit deutscher Männlichkeit einen ließ', allem Franzosenthum schienen sie ewigen Haß gelobt zu haben. Sie waren unverheirathet, doch von keinem verlautete irgend eine Liebelei. Daher pflegte auch ihr Gebieter zu sagen: Meine soliden Kammerherren.

Trotz dem Allen gab es Leute, die in den litterarischen Gesprächen Plane vermutheten, welche der Hofmarschall lenke. Auch die behauptete Solidität ließen sie nicht zweifelsfrei. Von dem einen Kammerherrn sagten sie: er habe vor einigen Jahren ein sehr hübsches Stubenmädchen an seinen Bedienten verheirathet, damit — und was sie nicht Alles sagten; von dem Andern: er hielte einen artigen Jokei, — und was sie nicht Alles sagten. Doch sagten sie es nur

unter

unter Freunden, weithin drang es nicht, kam am wenigsten zu den Ohren des Herzogs, der auch von den soliden Männern nimmer Empörendes geglaubt haben dürfte.

Des Hofmarschalls Ehehälfte versah auch das Amt einer Oberhofmeisterin. Nicht allein schien sie einfach, sie war es auch in der That, konnte nicht einmal das Bostonspiel recht begreifen, und verwarf sich immer dabei. Auch gegen die Ceremonialgesetze, wenn sie an Fest- und Courtagen Anwendung fanden, machte sie bisweilen einen Verstoß, und man lachte viel, als sie einst, in der Zeitung lesend: in Constantinopel wäre eine der Sultaninnen gestorben, fragte: Wie lange werden wir denn nun Hoftrauer haben? Ihre Juwelen liebte sie mit einer Art zärtlichen Sorgfalt, und hatte daheim ein Bürstchen aus feinen Haaren, womit sie täglich die Kleinode putzte, auch sie wohl auf eigene Hand anlegte, und damit vor den Spiegel trat. So hatte die Herzogin, bei einem unverhofften Besuch, einmal sie überrascht, nehmlich im tiefsten Nachtanzug; Haare, Busen, und Finger jedoch voll Diamanten, und die Erscheinung hatte Jene weidlich ergötzt. Die Oberhofmeisterin war indeß, ihres aufrichtigen Sin-

nes halber, am Hofe wohlgelitten; man nannte sie die Kindliche, und scherzte oft gutmüthig mit ihr.

Von den zwei übrigen Hofdamen gewann die ältere ihrer Herrin Zufriedenheit ungemein. Schön war sie auch im Frühling ihres Lebens nicht gewesen, um so weniger, da es nun bereits mit ihrem Sommer auf die Neige ging. Aber sie verstand den leisesten Wink, und vollzog ihn pfeilschnell. Kein Busen am Hofe war so tief verhüllt als der ihrige, was freilich mehr als einen Grund zählen mochte. Zweideutigkeiten wurden hier nicht gesagt; kam aber auch nur etwas von unschuldiger Liebe zur Sprache, erröthete diese Hofdame schon, was sich leicht bemerkte, denn es war nicht gestattet, Roth aufzulegen. In der Kirche zeigte sie inbrünstige Andacht, und enthielt des Hofpredigers Vortrag rührende Stellen, tröpfelten ihr die Zähren reichlich auf die Fraise nieder. Ihre Beiträge zu den Armenkassen waren ansehnlich, und liefen Unterzeichnungspapiere für Hülfsvereine um, verpflichtete sie sich zu so bedeutenden Leistungen, daß sie einigemal die Herzogin mahnte: des Guten nicht zu viel zu thun, und es nach ihren Vermögensumständen zu bemessen. Uebri-

gens begegnete ihr die Herzogin mit Auszeichnung und Werthhaltung.

Leise aber schlich die Sage: das fromme Fräulein habe viele heimliche Schulden, und Niemand ahne, wohin das viele Geld aus den frommen Händen wandre. Freilich lag auch die Vermuthung nahe: zu verschämten Nothleidenden, Wittwen, Waisen; doch nicht alle, welche über den Umstand sprachen, wollten auf diese Vermuthung eingehn.

Die jüngere Hofdame war — bereits ist davon Meldung gethan — eine ausgezeichnete Schönheit. Man konnte schwerlich in der Hauptstadt einen edleren, feineren Wuchs auffinden, eben so wenig ein Antlitz, auf dem zarte Blüthe, Einklang aller wohlgeformten Einzelheiten, Ausdruck sanfter Güte und lebhaften Geistes, zugleich so wetteiferten. Ein gewisser melancholischer Zug um den lieblichen Purpurmund, eine gewisse Trübe in dem großen, sonst feuerstrahlenden blauen Auge, eine leise Wehmuth, die ihr sonst himmelvolles Lächeln gleichsam ein wenig bewölkte, machte die holde Erscheinung nur um so anziehender.

Juliane von Wangenfeld hieß das liebwürdige Mädchen. Die Fürstin hatte freie Wahl

bei ihren Damen, in den letzten Kriegszeiten ihr Gemahl aber den Wunsch geäußert: sie möchte vorzüglich Töchter solcher Offiziere berufen, die auf dem Bette der Ehre gestorben wären; nehmlich wenn auch die Töchter sich durch Erziehung und Bildung zu Hoffräulein eigneten, und einen völlig untadelhaften Ruf hätten. Der Juliane Vater war Oberst, eine tödtliche Verwundung hatte ihn in einem Scharmützel getroffen; er wandte die letzte Kraft zu einem Briefe an den Herzog an, worin er ihm seine Hinterbleibenden empfahl.

Man hatte sonst einen ziemlich ansehnlichen Pensionsfond, ihn aber in den letzten Zeiten aus wirthlichem Staatshaushalt sehr beschränkt, und dafür eine allgemeine Wittwenversorgungseinrichtung getroffen, in die jeder Civil- oder Militärbeamte entweder seine Gattin kaufen, oder diese im Unterbleibungsfall auch gehalten seyn sollte, den Staat mit keinen Bitten um ein Jahrgeld anzugehn. Der Oberst hatte jenes nicht gethan, man vermuthete, weil er ein Landgut besaß. Der Herzog wollte aber des Sterbenden Bitte nicht unerfüllt laßen, und weil er hörte, es sei eine Tochter von dem Obersten da, ersuchte er seine Gemahlin, ihr die eben ledige Stelle einer Hofdame zuzutheilen.

Die Herzogin widerstrebte nicht; indeß hatte Juliane ihren Beifall wenig, denn eine Aufsehn erregende Gestalt widersprach den Grundsätzen, wonach man sonst ähnliche Wahlen zu treffen pflegte. Die soliden Kammerherren hüteten sich wohl, an der gewöhnlichen Tafel, oder bei den kleinen Abendzirkeln, sich mit Julianen zu unterhalten, richteten das Wort lieber an das, keineswegs durch Schönheit blendende, Fräulein. War hingegen große Galla, Ball, wo die Gesandten, die reichere Jugend des Adels in der Hauptstadt, die Offiziere der Besatzung, auch vorgestellte Fremde erschienen, dann trafen auch gar viele Blicke die Tochter des Obersten; man umringte sie, drängte sich zu ihrem Gespräch, ihrem Tanz; genug der Schönheit widerfuhren Auszeichnungen und Huldigungen in Menge, ja oft um so mehr, als sie darob betreten wurde, und ihnen auszuweichen strebte.

Die Herzogin liebte nun einmal Auftritte solcher Art nicht; es könnte sogar möglich seyn — daß sie besorgt hatte, ihres Gemahls Blicke möchten auch Julianen zu viel treffen.

Eins kam zum andern. Man wollte finden: Juliane, wenn schon sorgsam erzogen und gebil=

det, eigne sich doch nicht recht für den Hof, und sie hatte das selbst oft gesagt, schien ungern ihn betreten zu haben. In den Gallaroben schritt sie etwas unbeholfen einher, und an ihrer gewöhnlichen Kleidung schmückte und veränderte sie so wenig, daß man selbst an diesem einfachen Hofe bemerkte: die Wangenfeld ginge doch zu ärmlich. Ihr Gespräch zeugte von Herz und Verstand, demungeachtet gab sie Gefühl und Geist anders, als sie es hier geben sollte, vergriff es. Einfachheit, Empfindung, Biedersinn am Hofe bleiben immer noch Hofeinfachheit, Hofempfindung, Hofbiedersinn. Es kömmt da auf Manieren und Weisen an. So vergoß die fromme Hofdame kirchliche Thränen, gelegentlich auch andere, als Trauerspielthränen, Hülfsvereinthränen, doch mit einer gewissen Haltung, daß männiglich daran zu loben fand; äußerte Juliane aber Gefühl, tönte und versah es auf eine solche Art sich, daß es mindestens befremdete. Der ehrliche Hofmarschall konnte seinem Herrn Aufrichtigkeit und Streit in einem Maaße darbringen, daß es auffiel, aber doch nimmer mißfiel, so limitirt und arrondirt war es, und gleichsam eine unterthänigst zu Füßen gelegte Aufrichtigkeit; urtheilte aber Juliane einmal

unbefangen, stutzte Alles, schielte sich an, schüttelte leise den Kopf. Fänden unsre Leser es seltsam, daß die Schönheit, an der sonst alles zu gefallen pflegt, hier — im engeren Kreise nehmlich — doch nicht gefiel, so haben sie auch zu bedenken, daß ihr Nichtgefallen von höhern Orten her zum Ton gemacht wurde. *) Und Ton bleibt dennoch an Höfen das erste Gesetz, auch am päbstlichen. Regiert ein Clemens XIV, müßen alle seine Glieder Verwünschungen über die Jesuiten ausstoßen, schmückt die Tiare einen Pius VII, haben sie den wahren Hort der Kirche und Menschheit in Loyolas Schülern zu sehn.

Juliane lud aber auch diese und jene Schuld noch auf. Galt es wohlthätige Unterzeichnungen, schrieb sie ein ganz wenig Bedeutendes hin,

---

*) Und nicht allein die Herzogin gab Mißfallen an der neuen Hofdame kund, auch ihr Gemahl. Er äußerte selbst eines Tages — und mit sichtbarer Unruhe — den Wunsch, sie entfernt zu sehn. Vielleicht aus dem nehmlichen ehrenvollen Grunde, der Friedrich Wilhelm I von Preußen einst bewog, eine schöne junge Hofdame zu verbannen. Geh sie, rief er, ich mag sie nicht mehr sehn, will sie nicht mehr sehn! — Der Herzog war indeß minder heftig.

ja, etlichemal ließ sie die Papiere ohne alle Theilnahme vorübergehn. Der milde Eifer jenes Fräuleins stellte die auffallende Kargheit um so mehr in ein nachtheiliges Licht. Sie läßt den Putz sich doch ungemein wenig kosten, hieß es oft, muß daher von ihrem Einkommen zu sparen vermögen, und demungeachtet zeigt sie Härte, wo Andere das Beispiel erbarmenden Mitleids geben. Wer erst besprochen ist, wird auch um so mehr beobachtet. Man wollte ihrer gleichgültigen Haltung beim öffentlichen Gottesdienst Kühle gegen die Religion absehn. Es war eine verläumderische Bemerkung; Juliane fühlte heiße Andacht in der Kirche, doch im Gemüth; sie auf ihrer Außenseite abzuspiegeln, fiel ihr nicht ein, destomehr stand sie aber auch gegen die ältere Hofdame im Schatten. Genug, es hatte wenigstens immer das Ansehn, als lüde sie mancherlei Schuld auf, und die Huld der Fürstin gewann sie um so weniger, als sie kein reges Bemühn darum zeigte.

So entfloh etwa ein halbes Jahr, und nun wollte selbst verlauten: Juliane unterhalte eine Liebschaft, wechsele Briefchen mit einem Offizier. Das hies vollend die verwundbare Stelle der Herzogin treffen. Sie äußerte sich zwar, es nicht

zu glauben, ertheilte jedoch Winke, auf jeden Tritt und Schritt des Fräuleins zu spähn, und sagte im voraus: dafern an der Sage etwas Begründetes sei, müsse Juliane zur Stelle den Hof meiden. Und darin war sie von dem Gemahl unterschieden, daß sie nicht, wie er, sich geneigt bewies, Entschuldigungen zu hören, oder auf ein sorgsames Prüfen einzugehn. Was unter ihrem unmittelbaren Gebot stand, mußte ihr sogleich aus den Augen, wenn es ihr Mißfallen verwirkt hatte; und dies namentlich in Fällen, wie der eben genannte. Ihre strenge Erziehung hatte ihr auch strenge Grundsätze in diesem Betracht eingeflößt, und der Herzog empfand zu zart gegen die Gemahlin, um das freie Walten in ihrem Bereich zu stören.

Das Regiment.

Es würde unbegreiflich gewesen seyn, dafern man in diesem Herzogthum, wo das Modewörtlein so gut Zeitgeist hies als anderer Orten, nicht öfter die Staatsverwaltungsmaschine hätte verbessern sollen, wenigstens daran abändern. Wie könnte man das Alte da stehn laßen, wo man sich doch im höhern Entwickeln, im lichten

Streben nach Vollkommenheit begreift. O nein, auch hier waren die Blicke, wie es ziemt, auf Frankreich und England gerichtet, wurden aber auch nicht den erleuchteten Köpfen im deutschen Vaterlande entzogen; sogar nicht einmal denen im Herzogthum, dafern sie nur sich nach dem erleuchteten Ausland bildeten. Und das sind ohne Zweifel die beßten Mittel, Verwitterungen und heimathlicher Bookbeutelei zu entfliehn. Genug, man prüfte fremde neue Einrichtungen, las treffliche neue politische und statistische Schriften, und rief große Talente über die Grenze herein, das Neue gediegen zu ordnen.

Seit zehn Jahren mochte erwähnte Maschine ein halb Dutzendmal etwa verändert worden seyn, in den Haupt- Trieb- und Nebenrädern, sie wurde indeß noch immer nicht hinlänglich gediegen erfunden; da sprang, wie Minerva aus Jupiters Hirn, die neueste der neuen Verfassungen aus dem Kopf des umsichtigen Kabinetsraths. Der Mann war so gelehrt als fleißig, so redlich als gutmeinend, so einfach als unermüdet; wir erfuhren bereits Oben, in welchem hohen Maaße er das Vertrauen des Herzogs gewonnen hatte. Seine konstituirende Theorie fand außerdem aber noch ungemeinen Bei-

fall, und wurde zur Ausübung gefördert, um stehn zu bleiben, bis man auf etwas noch Vollkommneres gerathen würde. Auch dazu öffnete sich eine Aussicht, indem man, nach fremdem rühmlichen Beispiel, eine ständische Repräsentation zu bilden vorhatte; es gleichwohl, aus diesen und jenen Ursachen, noch aufschob.

Bis dahin blieb nun die Verfassung, von der man eben redete. Uns dünkt, sie wäre so übel nicht ersonnen gewesen, man habe wohl unvollkommnere gesehn. Damit unsre Leser hierüber zu urtheilen vermögen, müssen wir ihnen diese Regierungsform kürzlich beschreiben.

Man dachte sich den Staat wie eine Pyramide, vielmehr wie einen Unten breiten, Oben spitzen Thurm mit verschiedenen Stockwerken. Im tiefsten stellte man sich die arbeitenden Klassen wohnend vor, dann stieg man zum Adel, zu den Künsten und Wissenschaften — im Bezug auf das Gemeinwesen gedacht — hinan. Das dritte Stockwerk enthielt die unteren Beamten des Staats, das Heer eingeschlossen, im vierten ließen sich die höheren finden, die Regierer aus zweiter Hand, ganz Oben, zunächst unter ihm die Helfer beim Regieren aus erster Hand, der Souverän. Er machte die Zinne oder Spitze.

Die nächsten Helfer bestanden in zwei Räthen, wovon der älteste, Herr Brav, jedoch nur unmittelbar mit dem Fürsten zu thun hatte, dem jüngeren lag der Beistand in den einzelnen Ausarbeitungen nur ob.

Das Ministerium, welches an den Herzog berichtete, wie er daran verfügte, theilte sich in vier Hauptkammern, und es ließ sich da einige Abweichung von andern Geschäftsmanipulationen entdecken.

Man hatte nehmlich bestellt, einen Minister des Obern, einen des Untern, einen des Aeußern, und einen des Innern.

Ein Rang bestand hier weiter nicht, mochte auch, dem Klange nach, die Kammer des Obern als die erste bezeichnet scheinen. Die Klänge paßten überhaupt nicht so ganz genau; dies hatte der Urheber selbst eingeräumt, aber auch bemerkt: Einmal gebe es nichts rein Vollkommenes, und Zweitens paßten die Namen der Aeste und Zweige am Verwaltungsbaum ander Orten auch nicht so ganz genau.

Eigentlich hätte sich die Kammer des Innern als die wichtigste betrachten laßen, denn sie hatte den weitesten Geschäftsumkreis; alle Einnahme und Ausgabe, folglich das Geld, zu ver-

walten, und was ist wichtiger? Freilich das Seelenheil, dies stand unter der Kammer des Obern; jene mußte aber auch das Seelenheil selbst bezahlen.

Genug, die Kammer des Innern hatte viele Unterbehörden, ein Finanzkollegium, dem die Verwaltung der Herzoglichen Domänen oblag, ein Handels= ein Forst= ein Postdepartement, ein anderes der direkten und indirekten Gefälle, eine Rechnungskontrolle, u. s. w.

Die Kammer des Aeußern umfaßte das Kriegsdepartement und das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Man sieht, der Erfinder wollte dem beliebten Innern ein Aeußeres zur Seite stellen, und dachte zugleich: der Krieg wirkt nach Außen; die auswärtigen Angelegenheiten ziemen aber schon etymologisch hieher, zu geschweigen, daß sie den Krieg machen oder enden. Mochten hier also zwei etwas unähnliche Elemente sich treffen, man verband sie.

Die Kammer des Obern leitete wieder mannichfachere Geschäfte. Der Cultus hatte sein Consistorium, der öffentliche Unterricht ein Schul= und Erziehungsdepartement; so benannt, weil man Geist und Leib hier abtheilte, die

Seelenkräfte mit Wissenschaften, die Leibeskräfte ringend, springend, klimmend, schwimmend u. s. w. gestählt sehn wollte.

Die lieben Wissenschaften und Künste hatten übrigens eine eigne Akademie, wenn schon nicht von großem Umfang. Censur und Preßfreiheit — zwei Oppositionen, die man nirgend völlig auszugleichen weiß — wurden hier auch gepflegt und berathen.

Selbst das Hoftheater, als Kunstanstalt, wurde vom Minister des Obern befehligt, wenn schon durch einen eignen Direktor geleitet. Anderer Orten würde man Kirche und Bühne nicht wohl unter einem Chef vereinbar sich gedacht haben, allein letztere sollte hier zu einer moralischen Volksbildungsanstalt emporgedeihen, und so ging das schon an.

Die Kammer des Untern hies vielleicht so, weil man eine des Obern hatte, und die Justiz sollte es anfänglich sehr übel genommen haben, ihren Platz hier zu finden. Es war gleichwohl so. Das Ober-Justizkollegium, unter dem alle gerichtliche Landesbehörden standen, und ein Ober-Polizeiamt, dessen Obhut sich auf das ganze Herzogthum erstreckte, hinsichtlich des bürgerlichen Sittenwesens, der öffentlichen Si-

cherheit, Wegebesserung, auch Correktionshäuser und Armenanstalten und dergl. m. gehorchten dem Minister des Unteren.

Man zählte daher vier solcher Hochbeamten, und es muß jedem schönen Gemüth ansprechen, daß bei jeder Kammer vom Souverän eine Idealität und eine Realität empfohlen war. Jene hatte das Wandelbare, den Fortgang zum Vollkommneren, im Auge, diese das Stätige, das zu Erhaltende.

Die vier Minister, welche dermalen an den vier Unterspitzen standen, waren so erkies't, daß ihr Souverän eine große Freude daran hegte; seit dem Antritt seiner Regierung hatte er, in diesem Betracht, nicht so viele Zufriedenheit empfunden. Er nannte sie insgemein alle viere gute Menschen, erkannte aber an jedem noch eine besondere Güte heraus, die seinem Standpunkt einmal, und wieder in Wechselwirkung dem Gemeinwesen trefflich fromme. Er meinte weislich: bei einer Kammer, oder diesem und jenen seiner Ressorts, stehe ein Vorschwung der Idealität, auf einem anderen Punkt hingegen das ernstere Halten auf Realität an der rechten Stelle. Und berief er die Minister zu einem Staatsrath, war es ihm bei gemeinsamen Ver-

handlungen schon recht, wenn A den Flug des Zeitgeistes etwas stark poetisch zur Höhe lenkte, daß B mit einigen prosaischen Erfahrungsdifficultäten dazwischen trat. Das gäbe wohlthätige Hemmungen, sagte er, damit nicht sich die Gegenstände zu sehr ins Wandelbare verliefen, und das Stätige auch sein Recht behaupte. Lauter ideale Minister würden den Staat dem Zeitgeist voran bringen, ins Irrige, Gefährliche; nur reale hingegen ihn an den alten Fleck ketten, oder ihn gar dem Zeitalter auf einem Krebs nachreiten lassen. Wie es aber jetzt stände, stånd es gut.

Man eilt nun, die vier Minister zu nennen, und ein flüchtig Gemälde von Jedem zu entwerfen.

Alle viere waren vom Auslande her. Es könnte Leute geben, die so eine Maasregel nicht weise fänden, aber sie war klug. Würde Jemand sagen: Eingeborne scheinen doch am besten erkennen zu müssen, was der Heimath tauge oder nicht, und auch das kleinste Land hätte eine gewisse Eigenthümlichkeit, einen örtlichen Bedarf, die Fremdlingen und Neulingen doch nicht so einleuchteten, wie lange beobachtender Erfahrung; oder: es sei bei Landeskindern voraus zu setzen, das Herz werde ihnen auch für die Gegend schla-

gen,

gen, wo sie als Knaben spielten, als Jünglinge lieben und hassen lernten, so klänge das wohl nicht ganz falsch; bei dem Allen hat es kein Gewicht. Des Büchleins Verfasser hat selbst einmal in einem andern Büchlein gesagt: Wenn man die Sprüche daheim gelten läßt: der Profet gilt nicht im Vaterlande, und: der Heller gilt nirgend mehr als wo er geschlagen ist, so wird man auch nur eitel Heller sehn, weil Niemand den Muth faßen wird, zum Profeten sich aufzuschwingen. Allein er hat dies vor Jahren so vermeint, wurde seitdem eines Andern belehrt, und es müßte doch übel seyn, wenn es aus den vielen Quellen, aus welchen der Zeitgeist erhabne Lehren sprudelt, nicht auch einige Tröpflein genossen hätte. Jetzt spricht er so: Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier, und so gewöhnt er sich im Vaterlande allmählig an die Gewohnheit, und das regt nicht, entwickelt nicht. Die Ausländer bringen einen frischen Blick, und das ist ein unterscheidender, darauf kömmt viel an. Denn wer könnte läugnen, daß Jemand, der eine Frau sieben Jahre hat, am Ende nicht zu sagen weiß, ob sie schön oder häßlich sei. Die Nachbarn oder alten Bekannten werden selbst darüber eine unvollständige Auskunft geben. Nahe jedoch Einer,

der sie nimmer sah, und wir haben gleich einen treffenden Ausspruch. Ferner wird man auch im eignen Lande schwerlich große Talente erziehn. Wären deren sogar vorhanden, wird es so viele Leute geben, welche das Gegentheil von ihnen behaupten, daß man sicherlich irre daran wird. Mit einem Lobe hingegen, das von funfzig oder achtzig Meilen hertönt, ist es ein Anderes, man vernimmt keinen solchen Widerspruch. Auch ist der Mensch eine Waare, die auf dem Transport gewinnt, manchen Bieren ähnlich. Ja, der spanische Jesuit Gracian merkte selbst an: eine Stecknadel, nach einem Lande über dem Meer gebracht, könne dort vielleicht mehr Werth empfangen, als ein Diamant. Endlich ist zu betrachten, daß Eingeborne, wenn sie zu einem hohen Amt emporsteigen, von ihrem Anhang nicht leicht sich trennen, und der leidige Nepotismus treibt dann sein Spiel. Fremde kennen aber Niemanden, und zögen sie auch hie und da einen Vetter, Schwager, Universitätsfreund herein, thut es immer so viel nicht zur Sache. Diese Gründe laßen insgesammt doch sich hören.

Uebrigens konnte Niemand den Souverän hier mißbilligen. Hohe Talente wollte er an hohen Stellen sehn, und dies war ohne Zweifel

ein hoher Wille. Empfahl ihn jedoch keiner von seinen Räthen ein Landeskind als ein solches, vermochte er auch keins zu befördern. Daneben aber blieben ihnen doch kleine Bedienungen in großer Zahl.

Auch bleibe nicht verschwiegen, daß Eingeborne es doch bis zu einer gewissen Höhe, z. B. als Chef einer Unterbehörde, und außerdem wohl sich zu Ansehn und Einwirkung bringen konnten, wenn sie nur den Ideen der Fremdlinge ziemend huldigten. Die Konsequenz gegen die Excellenzen und ihre excellirenden Ideen versteht sich am Rande; außerdem mußte aber z. B. ein Kameralist seinen Adam Smith auswendig können, redend und schreibend die Sätze des Schotten einmengen; dies galt, nur mit eignen Ideen durften Eingeborne nicht wohl erscheinen. Das ging auch natürlich zu. Die Ausländer sagten: in dem Herzogthum wären eminente Köpfe nicht zu finden, das läge an Boden und Himmelstrich; und wenn sie auch in der That es so geglaubt hätten, würde es natürlich zugegangen seyn. Mußten sie nicht schließen: Weil man uns herruft, die beßten Aemter uns vertraut, müssen die Eingebornen doch nicht zu was Gescheutem taugen. Und Letztere vermeinten nach

und nach es auch so. Lies Einer von ihnen etwa eine Schrift drucken, worin er seinen eignen Weg ging, fanden sich gleich etliche landsmännische Rezensenten, die ihm — und nicht sanft — bewiesen: das zieme nicht, er müsse einen fremden gehn.

Doch endlich zu den Individuen selbst, Excellenzen genannt.

Als Minister des Innern grüßte man dermalen den Freiherrn von Hastler, aus dem Schwäbischen gebürtig. Er befand sich eine gute Zeit schon im Herzogthum, hatte erst in kleineren Bedienungen gestanden, sich aber stets durch eine ungemein rege Thätigkeit, und Mengen neuer Vorschläge ausgezeichnet. Dies hatte die Aufmerksamkeit der Regierung immer mehr auf ihn gezogen; er hüpfte gleichsam von Stufe zu Stufe, bis er die jetzige einnahm. Da zeigte er nun aber auch in dem weitgeöffneten Spielraum, wie mächtig er vom beßten Zeitgeist beseelt sei. Dies war noch eine Idealität, die aller stätigen Verwitterung den Krieg ankündigte; er wußte jedem grauen Wahn unter die Augen zu leuchten, das Neue, und immer das Neue zu schaffen.

Der Fürst hörte mit Staunen, Hastler säße

bereits Morgens um drei Uhr am Schreibetisch, und man fände ihn oft um Mitternacht noch daran. Einigemal ließ er ihn gütig erinnern, seine Gesundheit nicht zu untergraben; denn nicht gern wollte er einen so diensteifrigen, so umsichtigen, das höhere Entwicklungsgeschäft so rüstig leitenden Arbeiter verlieren. Mußte er ihn nicht auch wichtig ansehn? Hastker wollte zugleich die Einkünfte der Regierung, und den Wohlstand aller Bürger mehren; eine Aufgabe, von der er es einleuchtend machte, daß sie dem Zeitgeist nur ein Spiel zu lösen sei. Allerdings wünschte der Fürst erhöhte Einkünfte, auch thaten sie Noth, die Landesschulden zu tilgen; auf der anderen Seite mochte er das Volk nicht durch Abgaben niedergedrückt sehn, meinte, es sei ohnehin schon zu weit damit gekommen, auf Erleichterungen hätte man zu sinnen. Wenn nun aber, in Folge des Krieges, die Staatserfordernisse so groß waren, daß sie das Staatseinkommen nicht einmal deckte, blieben auch unmittelbare Erleichterungen rein unthunlich. Mittelbare hingegen führten sich herbei, wenn man den Bürger und Landmann in den Stand setzte, bequem die Gaben zu tragen. Man konnte dann bequem noch mehr fordern, und er zahlte doch eigentlich

weniger. Denn ist nicht klar, daß, wenn mir der Staat mein Privateinkommen um funfzig, oder Hundert vom Hundert mehrt, er auch getrost zehn oder zwanzig vom Hundert mehr Steuern begehren darf; billig, daß ich den mir zugewandten Vortheil ihm vergüte? Und ich bin dennoch gegen sonst um ein Namhaftes erleichtert.

Sollte nun aber des Freiherrn wohlthätiges, segenreiches Vorhaben Bethätigung erringen, mußte er auch zeitiger am Pult zu finden seyn, als die Sonne selbst im Junius; auch ehrte es ihn ohne Zweifel, daß man ihn weder auf Bällen noch an Schmausetafeln sah, und war er einmal bei Hofe eingeladen, zeigte er auch dort sich zerstreut; man las ein neues Problem an seiner Stirn, und zugleich die Angst über den Zeitverlust, die Sehnsucht, wieder zu seinen Papieren fliegen zu können. Selbstarbeiten bezeichnen auch die wahre Tüchtigkeit, der Genius läßt sich einmal nicht übertragen. Dagegen soll ein Minister nicht Kleinliches arbeiten, das minima non curat praetor gilt auch im Bureau; und dies war dem Freiherrn gar wohl bekannt. Wie ein Rubens wollte er nur die Hauptfiguren zeichnen und mit Colorit versehn, die Ausmalung der Nebendinge seinen Unterbeamten hin-

geben. Recht, so ziemte es. Allein Rubens hielt es nur in seiner späteren Zeit so, und nachdem er tüchtige Schüler für seine Manier angelehrt hatte; zuerst machte er alles selbst. Beinahe so ging es unserm Minister des Innern anfänglich; er stieß allenthalben auf Schüler der alten Schulen, auf solche, die seine großen Ideenstämme verzweigen konnten, spärlich genug. Da mußte folglich die eigne Hand angelegt seyn, und er zeigte sich auch so unverdrossen dabei, daß er allenfalls einen Supernumerär-Vize-Titulär-Sekretär, zu deutsch überzähligen Renngeheimschreibers-Eintrittling selbst würde abgerichtet haben.

Dies Alles that aber auch Noth. Schier unglaublich, mit welchen Hindernissen und Widersprüchen der geniale Mann zu kämpfen hatte. Oft nannte er sich im Unmuth einen Säuberer des Augiasstalles, oft kam er sich wie ein Märtirer vor, den man mit Querulanz und Petulanz, Schlendrian und praeterita perfecta zu Tode peinigen wollte. Aber seine kräftige Natur widerstand.

Von dem Augenblicke, wo er sich an die Spitze seiner neugebauten Kammer gestellt hatte, war auch in jedem ihr zugetheilten Kämmerlein

eine so rege Bewegung aufgelebt, daß sich kein Staatsdiener, der sein funfzigjähriges Dienstjubiläum schon gefeiert hatte, etwas Aehnliches erinnern konnte. Namentlich verwünschten die Registratoren den neuen Minister heimlich, sintemal ihnen die Arme schier erlahmten, von all dem Herausgeben und Hineinstellen der Papiere mit und ohne Staub.

Doch öffentlich nahmen auch Direktoren, Räthe und Assessoren keinen Anstand, den Freiherrn von Haßler mit Einwendungen und Schwierigungen zu bedienen. Man hatte vor ihm zwar schon dies und das geneuert, doch fein langsam, mit Bedacht, mit Ueberlegung, hatte auch wohl einen alten erfahrnen Diener gehört, wenn er auf zwanzig Bogen zu erweisen gesucht: in dem Vorhaben quaestionis würde nur gescheutes, erfahrungsbewährtes Alte durch unerprobtes, etwas luftig scheinendes Neue verdrängt werden. Bei dem neuen Minister ging das nun nicht so. Er wollte das Neue, wußte a priori, daß es besser war, und das a priori ist jederzeit der Leitstern des Genies gewesen, wenn Mittelmäßigkeit an den Erfahrungskrücken daherhinkte. Der geniale Minister konnte gleichwohl seine Meinung auch von rückwärts belegen, ließ sich

oft dazu herab und rief: Frankreich! England! Demungeachtet kam doch wohl ein Olim, und meinte: Frankreich habe überall revolutionirt, wovor der Himmel das Herzogthum bewahren möge. Englands Insellage, Colonien und Verfassung ließen einen ganz eigenthümlichen Staatszustand hervortreten, mit welchem der hiesige keinen Vergleich litte, was folglich die Nachahmungen bedenklich mache; und wenn man irgendwo anordne, was dahin nicht passe, hätte das Aehnlichkeit mit einem zu engen oder weiten Rock, wo es nicht befremden dürfte, wenn er kneipe oder schlottre. Es war denn ein mühselig Geschäft, so einen armen empyrischen Teufel zu bekehren, auch nur zu oft blieb er verstockt.

Der Fürst besaß ziemlich ansehnliche Domänen. Haßler rief: Weg damit! Es ziemt nicht, daß, wer regiert, zugleich Landmann sei. Gleich erhoben sich viele Stimmen für ihre Beibehaltung, weil sie dem Throne und dem Volke zugleich gehörten, man ihren Ertrag nicht dem Volke aufzulasten brauche, und ihr Verkauf etwa die zwanzigjährigen Einkünfte derselben antizipiren hieße, nach welcher Zeit nicht Kapitalwerth, nicht Zins mehr davon übrig sei. Der Minister blieb jedoch auf den Satz des Unzie-

menden stehn, und sie wurden in Pausch und Bogen losgeschlagen. Um hohe Summen freilich nicht, denn es gab wenige Käufer und der ausgebotnen Waare zu viel auf einmal. Demungeachtet konnte man einen Theil der Landesschulden tilgen, und der Fürst war das Unziemende los.

Noch immer hatte man, wie es auch seit Jahren der Zeitgeist schon tadelte, die indirekten Steuern im Herzogthum festgehalten, einen bedeutenden Theil der öffentlichen Einnahme aus ihnen geschöpft. Hastler kündigte sich gleich als ihren entschiedenen Feind an, und machte sich bereit, mit Stumpf und Stiel sie auszurotten. Die Regierung, sagte er, muß nicht als Quälerin des Volks auftreten; und sie wird es durch jenes Heer kleiner Beamten, die an den Thoren, und bei der ganzen Consumptionssteuer, mit einem unendlichen Zettelkram ihr Wesen treiben. Fort all die Last und Chikane! Offen dem Volk gesagt, was die Regierung bedarf; es zahle die Summe unmittelbar, sei aber dann auch aller Vexation entübrigt. Auch seine Moralität wird gewinnen, endet der Reitz, durch Schmuggelei den Staat zu hintergehn. Demungeachtet standen warme Vertheidiger des zeither befolgten Systems auf.

Ihre Gründe können die Leser schon ahnen. Es war das alte Lied vom unmerklichen Zahlen, vom Sparen für den üblen Wirth, den Saumseligen, den Unvermögenden, der Billigkeit, womit eine Zehrsteuer dem viel Aufwendenden auch viel, dem Armen hingegen wenig auflege, daß auch die Menge bereits an diese Formen gewöhnt sei u. s. w. Haßler war jedoch kein Mann der auf ein altes Lied hörte; er griff durch, ließ Grundsteuern, und manche andere noch, die lästigen indirekten vertreten. Zwar fanden bei ihrer Erhebung sich auch Schwierigkeiten in Menge, das Volk klagte dennoch laut genug; wann hätte man es aber noch zufrieden stellen können? Der Zettelkram, die kleinlichen Vexationen waren doch verschwunden. Es ist nicht zu läugnen, daß sich nach Ablauf eines Jahres der neuen Ordnung ein bedeutender Ausfall zeigte, weil man den Ertrag der unmittelbaren Steuern weit höher angeschlagen hatte, als sie wirklich einliefen; daß man auch, trotz der rücksichtslosen Strenge, womit sie beigetrieben werden sollten, da nichts zu nehmen vermochte, wo nichts war. Und jetzt sagten die Altgläubigen freilich: Da sieht man es nun. Auch der Aermste kann in Pfennigen, die er unbewußt bei seinem Ver-

brauch giebt, in Jahr und Tag einen Thaler erlegen, soll er ihn aber auf einmal entrichten, ist alle Exekution fruchtlos. Es war ihnen jedoch zu entgegnen: daß nur die allgemeine Wohlhabenheit, die entstehen sollte, und um so zeitiger entstehen konnte, wenn die hinderlichen Vexationen aufhörten, noch nicht entstanden sei; auch jene beabsichtete staatsbürgerliche Moralität sich erst noch im Werden befände; weshalb so Viele nicht für die Gaben sparten, ihnen sich wohl selbst unter nichtigen Vorwänden zu entziehen suchten; einst werde dies alles anders seyn, das erhöhte Vermögen, die klare Einsicht und Anerkennung des Bessern, der moralische Wille würden ihre segenvolle Wirkung dann schon zeigen.

Auch ist wahr, daß man zeither im Herzogthum dem auswärtigen Handel ungemeine Fesseln anlegte, weil man von dem Grundsatz ausging: der innere würde so um desto mehr Lebendigkeit gewinnen. Das leidige Fabrikensystem hatte lange in den Köpfen gespukt; man wollte, so viel als möglich, die Bedürfnisse des Landes im Lande selbst darstellen, um viele Hände zu beschäftigen, das Geld nicht über die Gränzen weichen zu sehn, die Bevölkerung zu mehren. Da gab es denn Einfuhrverbote in Menge, und

was noch herein durfte, war mit gewaltigen Impoſten belegt. Recht in Colberts Sinn wollte man denn auch die erſten Lebensnothwendigkeiten in einem niedrigen Preiſe erhalten; daher Kornſperren, die kaum in den fruchtbarſten Jahren eine Ausnahme litten. Hierauf zürnte der neue Miniſter am heftigſten. Anfängern, rief er, in den ſtaatsökonomiſchen Wiſſenſchaften ſpringt es heutigen Tages bereits in die Augen, daß nur die unbedingteſte Concurrenz, die vollkommenſte Handelsfreiheit erſprießlich ſind, und den ächten Flor des Landes aufblühen zu ſehn hoffen dürfen. Sollen die übrigen Staatsbürger eine Handvoll ernähren, der Landmann ſein Erzeugniß nicht ſo hoch ausbringen dürfen, als er es vermag, damit nur in dieſer und jener Stadt etliche Dutzend Weberſtühle klappen, die bei dem Allen theures und ſchlechtes Machwerk liefern, wenn ſie das Element nicht auf dem erſten Wege beziehen können, wie in England oder Frankreich? Gewinnt der Staat an einer Bevölkerung von Bettlern? Laßt was nichts mehr zu weben hat den Acker bauen; dabei wirds geſundere Kinder zeugen als jetzt. Es fehlte aber auch hier nicht an Einwürfen. Das vorige Syſtem, hieß es, ſtrebte zuerſt die Landeskinder ernährt zu ſehn, und überſah auch die Wirkungen auf die Geiſteskultur nicht, wenn in den Städ-

ten eine rege Betriebsamkeit lebt. Man sollte doch behutsam verfahren, wo es eine so löbliche Tendenz zu erschüttern gilt. Religion befiehlt Nächstenliebe, Britten und Franzosen sind unsre Nächsten allerdings, aber die nächsten Nächsten immer doch unsre Landeskinder. Eine gute Zahl von ihnen an den Bettelstab gerathen zu sehn, damit Fabrikherren in London, Birmingham, Lion, Genf, noch mehr Reichthum sammeln können, als sie schon besitzen, scheint doch so rathsam nicht. Uebrigens gab es im ehemaligen Polen die unbedingteste Concurrenz, die vollkommenste Handelsfreiheit, und die segenvollen Wirkungen hat man doch weder in den Städten noch auf dem platten Lande entdeckt. Es versteht sich, daß ein Haßler auf derlei Alltagsgeschwätz nicht achtete. Die Concurrenz und Freiheit drängten alle Einreden weg, und schlugen ihren Wohnsitz im Herzogthume auf. Freilich wollten die Blüthen nicht gleich sich duftend entfalten, noch minder bereits goldene Früchte winken. Die inländischen Manufakturen geriethen in Stillstand; auch bei so manchen anderen Gewerben kamen, nach aufgehobnen Zünften, manche ältere Bürger um ihre Nahrung, und das sich zudrängende Heer von Neulingen konnte sie meistens auch nicht

finden. Die wohlthätigen Anstalten reichten nicht zu, nur einen geringen Theil der Hülfesuchenden zu befriedigen. Die brotlosen Handwerker vermochten auch nicht das Land zu bauen, waren nicht geeignet dazu, konnten mit ihren Familien nicht leicht sich dahin versetzen, sahen auch kein Unterkommen, wo man sie nicht verlangte. Dies gab lästige Erscheinungen für die Polizei, die Criminaljustiz, sah ihre Geschäfte zunehmen, auch die Armenärzte hatten viel zu thun, und die Art von Leuten, mit welchen sich Hamlet auf dem Kirchhofe unterhält. Denn waren gleich voreilige Ehen in Menge geschlossen, überwog die Sterblichkeit dennoch die Geburtenzahl namhaft. Die freie Kornausfuhr zog eben keine Summen ins Herzogthum, weil es an Nachfrage über den Gränzen mangelte, doch lieh sie einen Vorwand, die Getraidepreise innerhalb der Gränzen weidlich zu erhöhen. Wohl konnte man es dem Landmann gönnen, seinen Fleiß reichlich belohnt zu sehn; welche Arbeit wäre mühevoller als die seinige? Und ihm thaten ohnehin bedeutende Preise Noth, sollte er nicht von Acker und Vieh laufen. Denn nicht allein, daß ihn der Krieg Ehedem so schwer heimsuchte, und noch in vielen Nachwehen auf ihn drückte; der Friede nahm ihn auch in nicht

geringen Anspruch. Denn weil man die gehäßigen indirekten Steuern mit direkten vertauscht hatte, mußte nun der Landmann mehr als das dreifache gegen sonst von seinen Hufen entrichten; auch war ihm letzthin noch eine ansehnliche Viehsteuer aufgebürdet worden. Allerdings sah er nun sich genöthigt, die Leistungen am hohen Preise der Felderzeugnisse zu erschwingen. Doch bei dem Allen gelang es ihm nicht. Denn auch im Lande hatte sich — bei ermeldeten hohen Preisen — der Absatz an Getraide auffallend vermindert, was den, ziemlich unseligen, Schluß herbeileitete: es müsse in den niedern Ständen viele Mägen geben, die nicht einmal satt Brot hätten. Es war jedoch bewundernswürdig, mit welcher Festigkeit der Minister an seinem Zeitgeist hielt, wenn man etwa von Zeichen der Zeit redete, die eben nicht erfreuen könnten. Nur Geduld, rief er dann, unvermeidlich blieb die erste Erschütterung des Augenblicks; stoßet an eine Wage und sie muß schwanken, wird aber gewiß ins Gleichgewicht treten, sind die Schalen an Inhalt gleich.

Es hatte von Anfang her auch Männer gegeben, die gegen das Neue keineswegs eiferten, aber es doch zuvor hell und sorgsam beleuchtet wollten, und eine nicht weniger scharfe Prüfung

des Alten anriethen, wovon doch viel taugen müsse, weil es so lange sich bewährt habe. Auch meinten sie wohl: es sei nach einem Kriege, der ohnehin so manche Erschütterung des Gemeinwesens herbeigeführt, nicht eben der günstigste Zeitpunkt, abermalige Erschütterungen folgen zu laßen. Aber die nach und nach, die allmählig, das lange Prüfen und Wägen sind Nothbehelfe der Mittelmäßigkeit, und wovon wäre das Genie ein abgesagterer Feind, als eben von aller Mittelmäßigkeit. Haßler wußte sich auch der Einwendungen zu entübrigen. Solche Beamten, die schon ihr Jubiläum gefeiert hatten, oder ihm entgegen schritten, wurden in wohlverdienten Ruhestand gesetzt, und anderen, die auch nicht den recht empfänglichen Sinn und Aufschwung zeigten, ein Wirkungskreis beschieden, wo sie nicht in den Zeitgeist zu reden hatten; ungefähr, wie einst Bonaparte dem Carnot bei der neuen Akademie die französische Grammatik zu ordnen gab, damit er nicht mehr sich um den Krieg bekümmerte. Haßler fand denn auch wohl junge rüstige Männer, die nicht am Verwitterten hingen, ihren Adam Smith auswendig konnten, und lehrte sie immer mehr in seinem Geist an. Da schritt sein

Werk denn auch um so mächtiger fort, sein Adlerblick durchdrang jede noch übrige Finsterniß, regelte Chaos auf Chaos, kein gordischer Knoten blieb, den nicht seine mächtige Faust zerhauen hätte.

Nun so ein Minister wird doch Jedem, welcher den Zeitgeist begreift und ihm gebührend huldigt, gefallen. Auch gefiel er dem Herzog ungemein in dem beispiellosen Thätigkeitseifer und seiner hurtigen Kraft. Das einfache Privatleben des Ministers sprach in seinen Augen auch für ihn, so wie seine helle kurze Redegabe, voll Sinn und Bedeutung. Er verhielt dem Souverän keineswegs, wie manche Schwierigkeiten ihm in den Weg träten; nannte indeß auch Mittel, sie zu beseitigen, und den Fortgang, den man schon erlebe. Daß er nicht alle Nebendinge zur Sprache brachte, versteht sich; welcher Minister behelligt gern den Thron mit kleinlichem Detail. Er zeigte aber auch, wie nöthig ein rasches Verfahren, nach langer Säumniß, mit ächten Fortschritten im Geist der Zeit wäre, und daß, wenn man abermal säumte, nur die Schwierigkeiten sich mehren, das Nothwendige um desto peinlichern Widerstand finden müsse.

Dem Herzog leuchtete das ein; er hatte so viel von dem in Rede stehenden Geist gehört und

gelesen, daß er ihm auch von ganzer Seele zugethan schien, ihn gar oft nannte, und sich überzeugt hielt, Niemand könne den Forderungen desselben löblicher gnügen, als sein Minister des Innern.

Bei seinem Nachforschen, und selbst auch durch an den Thron gebrachte Klagen, blieb ihm jedoch nicht fremd, daß Haßler ziemlich heftig und hitzig zu walten pflegte, ihn das cholerische Temperament auch wohl dahin brächte, diesem und jenen Beamten hart zu begegnen. (Eigentlich nannten ihn freilich manche Beamte grob, doch unzufriedne allein, die zufriednen nicht, und Alle könnte nur ein Gott zufrieden stellen.) Nicht billigte des Herzogs sanfte Sinnesweise das, und Jener empfing bisweilen darüber einen leisen Wink. Demungeachtet verfuhr der Minister ja nur aus heißem Diensteifer so, und Energie nöthigte ihm schon das ganze Verhältniß ab. Dachte auch der Fürst wohl einmal: es könne wohl seyn, daß Jener hie und da ein wenig zu schnell ändere und das Neue schaffe, so wußte er auch, wie säumig man zeither das Alte hatte stehn laßen, und wie verdrossen jetzt noch manche Beamte sich aus der Stelle bewegten, so daß es an Hemmungen keineswegs fehlte.

Kurz, der Freiherr galt ihm erst ein guter

Mensch — des Fürsten gewöhnlicher Ausdruck, wenn er mit den Eigenschaften eines Staatsdieners Zufriedenheit empfand — und zweitens hatte er Energie, um die es bei Allem was man ihm untergeordnet hatte, Noth that.

Die Beschreibung des zweiten Ministers dürfen wir gedrängter liefern. Es war der General von der Trägau, ebenfalls aus dem südlichen Deutschland, doch weder aus Schwaben noch Baiern, wo man sich Zeitvertreib genug mit Constitutionen macht, und munter dabei tummelt.

Das Tummeln war dieses Mannes Sache nicht. Wie schon erwähnt, standen als Minister des Aeußern, das Kriegsdepartement und die auswärtigen Angelegenheiten unter ihm; er ließ jedoch ihre Triebwerke fein behutsam und bedächtig gehn. Einst war das, nicht zahlreiche, Heer zu den Verbündeten gestoßen, und da hatte man denn auch zeitgeistig das Uniformwesen, die Taktik u. s. w. umgewandelt, doch nachahmend allein, erfunden hatte man nicht. Es gab ein Corps de genie, doch ließ es sich keine geniale Einfälle zu Schulden kommen. Nach dem Frieden, meinte der Kriegsminister, müsse nun Alles sich wieder setzen, das hieß in einen festgeordneten Gang zurücktreten. Der Herzog glaubte auch, daß er

hierin nicht Unrecht habe. Indem Herr von der Trägau zugleich möglichst auf Ersparungen einging, frommte es allerdings dem Gemeinwesen, zumal da Haßler bei Neuerungen viel aufwandte, und manche Einnahmen wesentlich verringerte; obgleich um, wie man schon hörte, künftig zugleich den Wohlstand der Regierung mit dem der Regierten in einen desto blühenderen Flor zu bringen.

Beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten wurde nichts an Courtoisie versäumt, und es gab einen alten Rath, der aufs Beßte mit allen Titulaturen, Convenienzen, Gratulationen u. s. w. Bescheid wußte, und auch vom Minister öftere Erinnerungen empfing, ja nirgend wider die Form zu verstoßen. Denn um das beste Vernehmen mit den übrigen europäischen Mächten war es ihm dringend zu thun, er wachte mit Vorsicht, daß nichts geschähe, was irgend ein Hof mißdeuten könnte; eine Beschwerde aus der Fremde, und wäre sie von Tunis oder Marokko eingegangen, würde ihn in Verzweiflung gesetzt haben.

Auch das billigte des Herzogs friedfertige gütige Sinnesart vollkommen. In vorigen Zeiten hatte sich die Neutralität, troß allem Streben

danach, nicht immer behaupten laßen; nun aber mußte es schon angehn. Wäre Haßler an Trägaus Stelle gewesen, und es hätte sich eine Gelegenheit dargeboten, mit einer oder der andern großen Macht eine Offensivallianz zu schließen, einen Eroberungskrieg zu theilen, er würde, nach seinem rasch cholerischen Temperament, ohne Zweifel solchen Schritt mächtig empfohlen haben; doch in Trägau wohnte in dem Maas Phlegma. Friede ernährt, Unfriede verzehrt, so klang Trägaus Loosungswort, und es widerhallte im edlen Herzen des Fürsten.

Von übertriebnem Belästigen mit Arbeit war in seinen Departements die Rede nicht, eben so wenig von Abdankungen alter Beamten; eben die graulockigen waren ihm die liebsten, weil Erfahrung, Behutsamkeit, Bedächtigkeit sich da finden ließen.

Dem Herzoge war er daneben lieb und werth, seines Rufs der unbestechlichen Redlichkeit, und seiner treuherzigen Offenheit willen. Es konnte wohl nicht vermuthet werden, jener Ruf löge, denn Trägau war arm, ob er sich in den Kriegszeiten schon leicht hätte bereichern können, sofern er gewollt wie die Lieferanten. Doch eben mit diesen handelte er am geitzigsten;

sie schrien Ach und Weh über ihn, klagten — nach ihrem Ausdruck — er zöge ihnen das Fell über die Ohren. Von anderen Klassen würde der Fürst solche Beschwerden mit Unwillen vernommen haben, doch bei den Lieferanten, meinte er, ginge es schon an; es hieße da wohl: ira malorum sunt laudes justitiae, und offenbare sich zugleich, mit welcher Treue der Kriegsminister den Vortheil des Staats nachsuche, und wie uneigennützig der wackre Mann sei.

Auch hatte er zwei Töchter, die bereits zehn Jahre mannbar, und demungeachtet noch unvermählt waren, was sich bei Ministertöchtern so leicht nicht ereignet. Allein keiner von beiden würde Paris den goldnen Apfel ertheilt haben, und von einer goldnen Aussteuer verlautete auch nichts. So lag die mißmüthige Aussicht denn vor ihnen, die Jungfraunkränze bis ans Grab tragen zu müssen. Dann waren es aber zugleich Ehrenkränze für den Vater. Es hätte nur bei ihm gestanden, Jeder ein Funfzigtausend Gulden Mitgift zu erschwingen, und dann wären sie — uns eines abgedroschnen Wortes zu bedienen — gegangen wie warme Semmel.

Die Wahrheit — sagte man — sage er dem Fürsten stets, und ohne Umhüllung, selbst wenn

sich fürchten ließ, sie könne ihm mißfallen. Wirklich eine seltne und treffliche Eigenheit an einem Minister. Man könnte vielleicht einschränken: was ihm Wahrheit dünkte, denn freilich mag es wohl seyn, daß ihm die Göttin sich nicht immer entschleierte. Welchen Sterblichen thäte die Spröde aber das auch gern? Tausende meinen sie ohne alles Gewand zu erblicken, und sind getäuscht, es ist eine nur um so dichtere Hülle von — couleur de chair. Genug aber, daß Trägau sprach wie es ihm ums Herz und vor den Augen war; nicht selten hörte man auch den Fürsten sagen: Ich frage meinen alten ehrlichen Trägau, der sagt mir gewiß die Wahrheit.

So verhielt er sich auch, handelte man im Staatsrath Gemeinsames ab. Haßler erfuhr manchen Widerspruch von ihm, es ging ihm Alles zu rasch; er gehörte zu denen, die Bedächtigkeit, Ueberlegung, Hinausberaumen, Bewendenlaßen verlangten. Wahr ist aber auch, daß Jener auf ihn nicht achtete, ja seine Realität oft mit siegend beredter Kraft ad absurdum führte. Es fehlte nun bei dem Allen aber nicht an einer Hemmung, an einem Gegensatz des Stätigen zum Wandelbaren, deren Nutzen der Fürst mit weisem Blick erkannte.

Deshalb blieb auch der General in der neuen Dingeordnung, ob einige schon riethen, ihn in einen ehrenvollen Ruhestand zu versetzen, und Haßler einmal sagte: Trägau hinge sich wie ein Bleiklumpen an den geflügelten Wagen des Zeitgeistes. Der Fürst wußte schon was er that.

Zum Minister des Obern hatte man den Grafen von Hohlburg ernannt. Es war ein noch ziemlich junger Mann aus Berlin; wenigstens hatte er die meiste Jugendzeit dort verlebt, wenn auch sein Geschlecht dort nicht ansäßig seyn mochte. Auf Empfehlung mehrerer Konsistorialbeamten und akademischen Mitglieder hatte man den Grafen aus Berlin verschrieben, indeß war er auch mit Trägaus Gemahlin verwandt. Es wäre lieblos, urtheilen zu wollen, dieser Umstand möchte dabei von Gewicht gewesen seyn, wenn schon nicht zu läugnen ist, daß Trägau, als der, gern auf allen Wegen forschende, Herzog auch bei ihm sich um den Grafen erkundigte, sein Lob mit Wärme aussprach. Ihm die Verwandschaft zum Fehl anzurechnen würde doch auch ungerecht gewesen seyn, und ein Vetter vermag den anderen besser doch zu kennen als Fremde. Uebrigens war Hohlburg, seinem Geist und Sinn nach, aus seinen religiösen poetischen und ästhetischen Schriften bereits erkannt und zu seinem hohen Vortheil.

Es war seltsam genug — aber auch vielleicht nicht ganz unangemessen — daß sich in den vier Ministern des Herzogthums die vier Temperamente darstellten. Der Graf von Hohlburg war ein melancholisches Talent, oder Genie, wenn man will. Seine Religiosität ein trübsinnig tief mystischer Pietismus. Vor dreißig Jahren würde es Niemanden beigefallen seyn, Melancholiker, Mystiker und Pietisten aus Berlin kommen zu laßen, allein die Zeiten ändern sich, und das neue Berlin sieht dem alten so ähnlich wie der Januar dem August. Vor Zeiten hätte man auch nicht geglaubt, Religion, Poesie und Aesthetik ließen gut sich vereinbaren. O des Irrthums! Wäre Jesajas kein Poet?

Waren Raphael und Correggio nicht Aesthetiker, als sie Roms Kirchen mit heiligen Gemälden schmückten, oder Davied, als er die Harfe zu seinen frommen Gesängen schlug?

Der Graf hatte es demungeachtet bei seinem ästhetischen Leben an der Spree noch weiter getrieben. Sonntags hörte er wechselnd die Predigten der Herren Schleiermacher, Eylert, Hermes, Hanstein, Theremin, Jänicke — mit Vorliebe die des Letztern — schrieb daraus nieder, faßte Urtheile darüber ab, die jeden leisesten

Wink von Heterodoxie mit Strenge rügten, und den Abend des Sonntags brachte er in einer Gesellschaft frommer Böhmen in der Wilhelmsstraße mit Andachtsübungen zu. In der Woche hingegen — er müßte denn Maler und Kupferstecher besucht haben, ihre Arbeiten zu prüfen, oder in einen oder den andern Buchladen gegangen seyn, — beschäftigte ihn das Theater. Jeden Abend zeigte er sich dort, und war einer von den schärfsten, gemüthlichsten Kunstrichtern; jeden Morgen fertigte er Kritiken über die gestrige Darstellung, um sie diesen und jenen Zeitschriften zuzusenden. Noch einmal sei gefragt: wer hätte sonst wohl vermeint, es könne auch fromme Theaterkritiken geben? Und doch übertraf Hohlburg den jetzigen Rezensenten der Haude- und Spenerschen Zeitung noch weit daran. Die Leser ahnen wohl bereits, daß er im Theater eine moralische Volksbildungsanstalt sehn wollte. Nun das beabsichtigte allenfalls Lessing auch, selbst Moliere, doch auf andere Weise. Graf Hohlburg sagte dagegen: Die Kirche muß auf die Bühne; und zwar nicht etwa wie bei den Griechen die Religion, sintemal ihre Religion zu viel Deutung der Symbole, zu viel Vernünftelei enthielt, weshalb auch die Kirche, recht ei-

gentlich genommen, von dem Namen Religion sich trennen sollte, sondern es muß die Kirche als Glaube hinauf. Da wird die ächte Kindlichkeit im Volke entstehn. Leider gab es — kaum Werner, Kettenburg und die Verfasser des Moses und Simson ausgenommen — noch keine Dichter in diesem Sinn, der Graf hatte indeß selbst einige biblische Dramen gefertigt, die als Typus gelten konnten. Dem Lustspiel war er ein abgesagter Feind, und schimpfte deshalb — jedoch im frommen Eifer nur, und da ist es Nächstenliebe; der Exjesuit Beauregard sagte einst in Paris auf der Kanzel: On nous accuse d'intolérance; eh! ne sait-on pas, que la charité a ses fureurs? — noch ärger auf den possenreissenden Kotzebue, als ermeldeter Rezensent. Aber auch Ifflands ernsten Schauspielen zeigte er sich abhold, weil sie Freigeisterei der Sitten, leidige Vernünftelei darbrächten.

Außerdem beschäftigte sich Graf Hohlburg viel mit Erläuterung des Nibelungengedichts, überhaupt mit altdeutscher Poesie, weil hier der fromme Sinn lauter und rein anzutreffen wäre. Einmal hatte er bereits nahe daran gestanden, zum Katholizismus überzugehn, die dreitägige Feier am letzten dreihundertjährigen Ju-

biläum der Reformation ihn aber so tief bewegt, daß er ihr treu zu bleiben gelobte. Demungeachtet warf er Luthern doch vor, zu viel aufgeklärt, und manches aus dem Kultus hinausgewiesen zu haben, das nothwendig zum kindlichen Gemüth reden müsse.

Wie er sein Amt angetreten, hatten es die Prediger im Herzogthum übel. Sie empfingen ernste Weisungen, auf den Glauben, nur auf den Glauben zu halten, und Einige, die eine Art philosophirender Moral einzumengen fortfuhren, wurden Knall und Fall entsetzt.

Dem Consistorium strebte er übrigens die Form der ehemaligen Sorbonne zu geben, indem sie, wie er nachwies, einst unübersehlichen Nutzen gestiftet, und ihre Zurücksetzung eigentlich Frankreichs Revolution herbeigeführt hätte. Ja, wäre nicht der Herzog ihm da entgegen getreten, hätte der Minister des Obern ihm wohl selbst einige spanisch-inquisitorische Formen zugelegt. Vielleicht hoffte er seines Herrn Einwilligung mit der Zeit doch.

Bei der kleinen Akademie regelte er das wissenschaftliche Fach so, daß es vorzüglich hebräische und chaldäische Sprachkunde und Altdeutschthum, der Geschichte und Dichtung nach,

pflegen sollte. In philosophischer Hinsicht empfahl er eben keine Regsamkeit, und übrigens da Grohmanns Konkordat zur Richtschnur. Zum alljährlichen Preis sollte unverändert die beßte ästhetische Ausarbeitung eines Stoffes der heiligen Schrift gelangen. Die Künste sollten vor Allem die Kirche bedienen, in Gemälden, Oratorien u. s. w.

Ueber den Punkt der Preßfreiheit bestand er manche Fehde mit dem Minister des Innern, der hier auch drein reden wollte. Freilich würde Hohlburg eine so strenge Censur gewünscht haben, wie sie nur ein Leo X. oder Paul I. anordneten, Haßler meinte dagegen, sie hemme die Entwicklung; Freiheit müsse bestehn, wie in den Gewerben, so im Ideenverkehr, Freiheit wäre eine Loosung des Zeitgeistes. Mit nichten, sprach der Graf dann; selbst die Zünfte hätte man nicht verbannen sollen, sie könnten über die Moralität der Glieder wachen, die Altmeister aufschreiben, was von den übrigen, und den Gesellen, die Kirche nicht regelmäßig besuche. Freie Presse würde übrigens nur der, schon leider zu sehr eingezognen, Freidenkerei die Wege offen laßen. Vom Kabinet hatte man in diesem Streit entschieden: es solle eine vernünftige Censur bestehn,

die keinen Geisteszwang auflege, aber auch nichts dulde, was gegen Religion, Staat, oder gute Sitte gerichtet sei, auch nichts, was im mindesten fremde Regierungen beleidigen könne.

Diese allerdings vernünftige Bestimmung hatte denn ihr Schwankendes immer noch; so wie man letzthin auch in dem preßfreien England erlebte, daß ein Buchhändler Newgate beziehen mußte, weil er Paines Age of reason (Zeitalter der Vernunft) in seinem Laden feilbot. Es gab nun im Herzogthum Preßfreiheit und Streichfreiheit zugleich, die Meinung der Censoren über den Geist des Gesetzes hatte einen gar willkührlichen Spielraum. Man sahe wohl, daß arge Persönlichkeiten, Injurien, lieblose und falsche Beschuldigungen im Druck erschienen; die Censoren meinten das nicht streichen zu dürfen, um keinen Geisteszwang zu fördern. Es kam gleichwohl darauf an, gegen wen sich die Infektive richtete. War es ein unbedeutendes, oder gar ein den höhern Beamten mißfälliges Individuum, o dann immerhin; schrieb jedoch ein patriotischer Mann etwas über diese und jene Einrichtung im Lande, wie sie unvollkommen sei, verbessert werden könnte, da hieß es wider den Staat, und das Imprimatur erfolgte nicht. Und so ging es in manchen ähnlichen Fällen.

Das Erziehungswesen nahm der Graf auch scharf ins Auge. Den geistlichen Unterricht wollte er mehr als verdoppelt, den geistigen beschränkt sehn, wie er denn überhaupt vor Mißbräuchen der Kultur warnte. Leibesübungen, Gemüthsübungen voran, sagte er, der gekräftigte Geist entwickelt sich dann von selbst.

Dem Theaterdirektor lag er nicht wenig auf dem Halse, den Kotzebue von der Bühne zu jagen, auch alle komische, oder vielmehr läppische Opern, und bis die wahren Dichter aufgestanden wären, Calderons Prinzen, den Julianus Apostata, die Weihe der Kraft, auch allenfalls Schillers Maria Stuart und Jungfrau, die doch einige Religiosität enthielten, zu geben. Auch ließ er an die Tänzerinnen eine scharfe Weisung ergehn, jede Bewegung mit frommer Zucht — wobei die Anmuth offenbar gewänne — zu vollziehn. Die Herzogin war damit ungemein zufrieden, denn sie hatte oft hier ein kleines Aergerniß genommen. Auch ließ er den Balletmeister befragen: ob er biblische Quellen bei seinen Erfindungen nützen könne? Als er sich unbeholfen zeigte, sagte der Graf: Ob ich schon alles Dekorationswesen hasse, gäbe es doch religiöse Stoffe in Menge, wobei es, zusammt dem leidigen Maschinenmeister, recht

glän-

glänzen könnte. Fertigt ein Ballet die Sündfluth, da könnt Ihr Wogen thürmen, und wie Nereiden und Tritonen darauf tanzen. In einem andern, die Mauern von Jericho, läßt eine Stadt sich darbilden, und von Kriegern nach der Trompete erstürmen. Sodoms Untergang weckte nur abscheuwerthe Nebenbegriffe, sonst hätte die Feuerwerkskunst doch ein offnes Feld damit.

Er stieß jedoch — wie andrer Orten auch — beim Theater auf manchen Widerstand. Der Direktor sprach von der Kasse. Da ließ nun sich wohl entgegnen: daß es prosaisch gesprochen sei. Allein er ließ auch nicht unerwogen, daß — Seine Durchlaucht gern heitre Lustspiele sähen, und Ihro Durchlaucht, wie auch die jungen Prinzen, gern komische Opern. Hier mußte der Graf nun schweigen. Doch sann er darauf, den alten Direktor abzulohnen, und einen herzuberufen, der nach und nach den hohen Herrschaften Sinn für religiös-poetisch-mystisch-dramatische Kunstwerke weckte. Noch hatte er aber keinen tauglichen Mann dazu gefunden.

Der Fürst hielt seinen Minister des Obern ungemein werth, so auch die Herzogin, am ganzen Hofe wurde immer aufs vortheilhafteste von ihm geredet. Die Religiosität, die Begriffe über

Sittlichkeit, welche das fürstliche Paar hegte, erwarben dem Grafen seine Zuneigung. Daß er zu einem alten, berühmten Hause gehörte, sollte ihm zwar da, wo man über Geburtsvorurtheile sich hinausschwang, nicht genützt haben; indeß erwähnte man dieses Umstandes doch auch wohl, zur Freude des Hofmarschalls und der Kammerherren. Außerdem entging es bei dem Allen dem Herzoge nicht, daß Hohlburg seinen Eifer nicht selten übertreiben dürfte. Es fragte sich aber auch wieder: kann man in Religiosität und Moralität übertreiben, und giebt es nicht da auch Hemmungen und Gegensätze in Menge?

Er galt ihm nun ein guter Mensch und demnächst ein ächter Christ.

Demungeachtet hätte der Graf beinahe den Herzog einmal an der Tafel erzürnt. Er sprach von einem Friedrich den Kleinen. Wer ist das, fragte Jener, ich entsinne mich nicht aus der Geschichte, daß irgend ein Fürst den Beinamen geführt hat.

Der Graf entgegnete: Ich meine Friedrich den Zweiten von Preußen.

Unwillig stutzte der Herzog, und bemerkte: alle Welt nenne ihn den Großen. Wie kömmt es, Minister, fügte er hinzu, daß Sie eine Abänderung belieben?

Seufzend, und die Augen andächtig zur Höhe gewandt, indem er zugleich das Haupt sanft neigte, erwiederte Hohlburg: Ihr Durchlaucht, es thut mir leid, tief unterthänig erörtern zu müssen: daß Friedrich nur groß im Kleinen, im Kleinen hingegen groß war. Das Heilige und Erhabene, das Sittliche und Schöne, ich meine Religion und Tugend, ließ er unbeachtet, verspottete es wohl mit seinem Voltaire. Zöllner, Fabrikanten und Grenadiere wußte er hingegen trefflich abzurichten *).

Das ist zum Theil nicht wahr, rief der Fürst, zum Theil lieblos übertrieben, und so muß kein wackrer Mann von Friedrich urtheilen.

Er sprach einige Wochen nicht viel mit dem Minister, doch legte die Herzogin sich für ihn ein; und weil langer Unmuth des biedern Fürsten Sache einmal nicht war, so kam denn Alles bald wieder ins alte Geleis.

In der Stadt gab es freilich Leute, die nicht allzuvortheilhaft über den Grafen urtheilten, ja selbst Einige, die über ihn lachten. Es

---

*) Man sieht, wie der Minister mit Arndts Kalb gepflügt hatte.

drang jedoch nicht bis zum Hof, und stand daneben in Rede, was das für Leute waren. Er pflegte, wenn er sich außer dem Hause befand, wie Andere gekleidet zu gehn, nur höchst einfach und immer schwarz; daheim aber trug er stets einen altdeutschen Rock mit ausgenähtem Musselinkragen. Das wollten nun Einige verspotten; liegt aber nicht in dem altdeutschen Kleide ein ehrwürdig tiefer Sinn, taugt die Witzelei, von einer Schneiderdeutschheit zu reden? Ferner hingen in seinem Arbeitszimmer zwei Gemälde in Lebensgröße; zwei Schuster, mit Pfriem und Drath und Leisten vorstellend. Das fiel nun auf, man hätte passender gehofft, einen Ximenes, Chatam, Hardenberg u. s. w. hier zu finden. Was waren es aber auch für Schuster? Und nicht bloß umgaben sie Leisten, Drath und Pfrieme, auch das Evangelium, und Dintefaß, und Oben zur Werkstatt guckten Engellein herein. Es waren Böhm, der Görlitzer, und Fox, welchem die Quaker ihr Daseyn verdanken. Darin wohnte ein tief heiliger Sinn.

Im Vorbeigehn sei bemerkt: daß jene ältere Hofdame, von dem Augenblicke wo der Graf von Hohlburg in den herzoglichen Dienst getreten war, und nun, wie es sich von selbst

versteht, alle Sonntage in der Schloßkirche die Predigten hörte, gegen sonst eine doppelte Zahl von Thränen vergoß. Entweder kam es daher, daß auch den Wangen des Grafen deren entsanken, oder auch Letzterer wurde von dem Beispiel der Heiligen am Hofe zu den seinigen angeregt. Aufmerksame Zuschauer fingen jedoch an, von Thränen der Sympathie zu reden, weil beide Quellen jetzt immer zugleich sich zu öffnen und zu strömen pflegten. Und weil es unter solchen Zuschauern auch Anmerker giebt, so wollten Einige deuteln: jener Dame Zähren hätten zweierlei Tendenz, einmal als fromme nach Oben, und dann zum Vorstand des Obern; auch hatte sie ihn wirklich, gegen Vertraute, einen himmlischen Minister genannt. Das konnte nun freilich einen ganz und gar nicht irdischen Sinn aussprechen, weil dem Minister ja die Sache des Himmels oblag. Doch blieb auch möglich: daß ihre Augen — mindestens zur Hälfte — dem Grafen eine Liebeserklärung weinten, und sogar, daß aus den seinigen der Gegenliebe holdes Bekenntniß hervorperlte; Einige entzifferten wenigstens die feuchten Hieroglyphen so. Es ließ sich dem Fräulein nicht eben verübeln, der Graf zählte kaum dreißig Jahre, und war ein

ganz hübscher Mann, bis auf sehr dünne Beine, über welche sich Mancher den Kopf zerbrach, fragend: wie er bei seinem tugendhaften Wandel, dazu gelangt seyn könne? Ihm durfte man es hingegen verübeln; das Fräulein war nicht mehr jung, und schön vollend nie gewesen. Doch giebt Eros einmal keine Rechenschaft von seinen Flammen.

Wir kommen auf den vierten Hochbeamten, den Sanguiniker im Ministerium, die Kammer des Untern leitend. Er stammte aus Leipzig, wo ihm sein Vater, ein bemittelter Kaufmann, durch einen frühen Tod ein Erbe von Dreißig bis Vierzigtausend Speziesthalern zugewandt hatte. Er besaß freilich nach einigen Jahren nicht so viel Speziespfennige mehr, und es galt von ihm: was ein fleißiger Vater addirt, ein lustiger Sohn subtrahirt. Demungeachtet will man gestehn, daß, wenn er den Vergnügungen seine Habe opferte, unter diesen Vergnügungen auch solche waren, die man billig loben durfte. Rechtsbeflissener in Leipzig, als sein Vater starb, wollte er sich um kein Amt bewerben, erst die Welt sehn, und machte die sogenannte große Tour in Europa. Er traf häufig mit reisenden Polen, Engländern, Russen zusammen, und lernte von ihnen fröhlich leben.

Doch hätte er auch kein Leipziger seyn müssen, wenn ihm bei so einer Reise die Finger nicht gejückt hätten; wir meinen, wenn er nicht eine Reisebeschreibung hätte wollen drucken laßen. Sollte dies aber geschehn, mußte er doch in London, Paris, Italien u. s. w. um sich blicken, auch mit Genauigkeit, um hie und da noch etwas Unbesprochenes zu finden, oder besprochene Gegenstände noch mehr zu erschöpfen, weil der Name bereits vorhandner Reisebeschreibungen Legio heißt. Allerdings machen die es aber den Nachfolgern auch leicht, und die Reisen auf dem Zimmer sind deshalb so thunlich, als nicht ungewöhnlich. Kurz, er wollte ein Büchlein über seine Wanderungen ans Licht stellen, doch nicht über seine Ergötzlichkeiten mit den Polen, Engländern und Russen, denn nicht wohl vertrugen diese immer das Licht.

Als er heimkehrte, war seine Volljährigkeit vorüber, aber auch die Zeit des vollen Beutels. Mag es, dachte er, jetzt werde ich auf einen Lebensplan sinnen, und auf keinen, dem man zu große Bescheidenheit vorwerfen darf. Allenthalben gilt der Mensch das, wozu er sich selbst macht, und ich habe nicht Lust, mich zu etwas Erbärmlichen zu machen. In meinem Vaterlande würde

ich immer wohl nur einen Schneckengang zum kleinstädtischen Bürgermeister vor mir sehn; es giebt indeß Orte, wo der Ausländer und der weitgereisete Mann Vorzüge hoffen dürfen. Was hindert mich, nach einem solchen mich zu wenden, und nicht dort mich etwa linkisch zu benehmen.

Ihm fiel das Herzogthum ein, welches in dem Ruf stand, daß Fremde leicht dort ihr Glück fänden. Er suchte nähere Erkundigungen über das dortige moralische Klima einzuziehn, und erfuhr mit Vergnügen, daß Hasiler dort als Rath angestellt wäre. Er hatte mit ihm zusammen studirt, sie waren Jugendfreunde und lustige Kumpane gewesen. Wohl entsann er sich, daß Hasiler ein Charakter sei, der etwas durchzusetzen vermöge, und in sofern ihm auch gesagt worden, er stehe beim Fürsten in Gunst, hieß es im Selbstgespräch: Der soll mir eine glänzende Laufbahn öffnen.

Vorerst wurden nun die Tagebücher geordnet, daneben andere Werke doch auch genützt, und in der nächsten Ostermesse erschien seine Reisebeschreibung auf artigem Papier, und mit noch artigeren Kupfern geschmückt.

Ein Prachtexemplar auf Velin sandte er dem Herzoge, auch anderen Staatsmännern dort, und

vor allem dem Jugendfreund, welchem er daneben schrieb: er denke nun eine Reise in die Theile von Deutschland zu machen, die er noch nicht gesehn, würde bei der Gelegenheit nach *** kommen, und das Vergnügen haben, ihn zu besuchen.

Dem Herzoge wurden manche Bücher zugeschickt, die er selten las; hier trat jedoch eine Ausnahme ein. Die artigen Kupfer, wovon er ein Freund war, erregten seine Aufmerksamkeit, und leiteten ihn dann auch zum Inhalt des Buches, den er interessant genug fand. In einer Unterredung mit Haßler bestätigte Dieser sein Urtheil vollkommen, und der — oft zu bescheidne — Fürst glaubte dann immer erst recht dem eignen. Haßler sprach manches von den treffenden, zum Theil ganz neuen, Bemerkungen über die englische Justizpflege, namentlich das Geschwornengericht, welche das Buch enthielt, und den genaueren, als bisher gekannten, Nachrichten über das Polizeiwesen in Paris, fügte auch hinzu: daß sich in diesem und anderem Betracht viel praktischer Nutzen aus dem Werke schöpfen ließe. Uebrigens sei ihm der Verfasser bekannt, er wäre der Sohn eines reichen Kaufmanns in Leipzig, habe sich früh gebildet, und seine Ta-

lente, die man zu den seltneren zählen dürfe, auf Reisen um so mehr entwickelt.

Das Buch widersprach einer solchen Schilderung des Verfassers nicht, und so faßte der Herzog eine günstige Meinung von ihm.

Der Leipziger empfing eine verbindliche Antwort vom Herzoge, und eine innige von dem alten Universitätsfreund; die ihm zugleich eine baldige Erfüllung des Versprechens, nach * * * zu kommen, ans Herz legte.

Er kam, flog in Haßlers Arme, und sagte ihm: nur das, durch seinen Brief doppelt aufgeregte Verlangen nach einem Wiedersehn, habe ihn bestimmt, auf der neuen Reise hieher zu kommen, und ihren Antritt zu beschleunigen. Welche Absichten eigentlich im Hintergrunde standen, verschwieg er durchaus.

Doch hatte er die letzten Reste seines Vermögens, wie einigen noch gefundenen Kredit, aufgewandt, nicht unscheinbar hiesigen Orts anzulangen. Er fuhr in einem netten Reisewagen ein, von einem Jäger in artiger Livree begleitet, und miethete gleich noch einen Lohnlakeien. Seine Kleidung war nicht gesucht, aber höchst sauber; gewöhnlich trug er einen farbigen Stein am Finger, und eine kleine Lyra von Diamanten

im Busenstreif; in vornehmer Gesellschaft blitzte hingegen dort ein Solitair, und hier ein Lichtkranz vom ersten Wasser. Er dachte: wie man auftritt, so klingts, und in der That mag es auch irgendwo noch so einfach und ernst zugehn; wer das Ansehn hat, als befehlige er mindestens eine halbe Tonnegoldes, erlangt mehr Achtung, wie das große Talent im kümmerlichen Aufzug. Steht aber neben dem äußern noch der Talentglanz, so wird Letzteres erst im vornehmen Kreis recht einheimisch gemacht, wo es sonst doch nur wie ein Fremdling stände. Und die Brillanten! Es ist seltsam, daß auch die Weisen sie gern sehn, und die Weisen, dafern sie zu Reichthum gelangen, selten Verzicht darauf thun. Sage man immer: es ist ja eine Spielerei großer Kinder, was hat man denn von dem Flimmern des Karfunkels? Es ist zu antworten: So reden nur die Füchse welchen die Trauben zu hoch hängen; wer hinauf kann, genießt; wer Juwelen zu kaufen vermag, läßt sie an sich strahlen. Er wird auch ein ganz anderer Mann dadurch. Es ist kein Geringes, wenn die alten Damen — überall von Einfluß durch ihre geläufigen Zungen — nach den Fingern geschielt haben, und reiche, oder sonst bedeutende Männer, sich einen Ring, eine Dose,

u. s. w. zeigen ließen, um als Kenner darüber zu urtheilen; Jene reden mit erhöhtem Interesse von dem Leuchtenden, diese ehren ihn durch vertraulichere Annäherung. Man sollte nicht glauben, daß sie auf Fürsten sogar, welche des Krams doch genug besitzen, Eindruck hervorbringen, und dennoch ist dem so. Der berühmte Sänger Italiens, Marchesi, hatte einen Rock, woran die Knöpfe von Diamanten zusammengestellt waren. Diesen trug er, wenn er auf seinen Kunstreisen sich großen Herren vorstellen ließ, und sie durch seinen hellwirbelnden Sopran bezauberte. Wer möchte zweifeln, daß nun die Geschenke für den Zauber ansehnlicher ausfielen, als wenn der Rock gesponnene Knöpfe vorgezeigt hätte. Einem mit Diamanten übersäeten Künstler ließ sich doch keine andere als eine auch glänzende Gabe reichen, und folglich macht, wovon wir reden, auch auf Fürsten Eindruck. Es ist einmal so, Diamanten ziehen das Gemüth an, und es ließe wohl eine poetische Erklärung zu. Vielleicht ahnt das Gemüth den lichten Urstoff, und die künftige Lichtgestalt, in der es einst verklärt einherziehen soll.

Genug, der Leipziger verstand sich auf die Menschen, und deshalb feierten sie ihn gleichsam in der Hauptstadt des Herzogthums. Haſ-

ler führte ihn in die beßten Gesellschaften, und er machte sich zur Seele derselben. Wirklich redete er mehrere Sprachen, wirklich wußte er von seinen Reisen gar viel zu erzählen, so daß ihn schon darum anstaunte, was wenig hinter dem Ofen weggekommen war. Doch erzählte er auch so, daß er Jeden nach seinem Sinn vergnügte, den Hofmann, den Archäologen, den Antiquar, den Künstler, die gebildete Schöne, die gern von den Lustwäldchen im Lande, wo die Citronen blühn, hörte, den gebildeten Wanst, dem nach Kunde verlangte, wie man in London das ächte Roſtbeef, die weltberühmte Schildkrötensuppe, in Paris den crême à fromage bereite.

War er nicht eingeladen, zeigte er sich bei den Restaurateuren und im Weinhause wie ein recht liebwürdiger Lebemann. Dies war eben nicht nach Haßlers Geschmack, der ihn überhaupt nur selten begleitete, weil er schon damal sich meistens an den Arbeitstisch gefesselt hielt. Sein Freund wußte indeß schon was er that, wußte, daß bei den Restaurateuren und in den Weinzimmern die Herzen einander zufliegen; es war übrigens auch sein Geschmack, gern in guter Gesellschaft gut zu speisen und zu trinken. Ihn konnte er nimmer wohl verbergen, wenn es

ihm andrerseits schon gelang, durch Masken nach Jedermanns Belieben zu täuschen.

Haßler wurde übrigens auch nach dem seinigen aufs Beste bedient. Der Fremde hatte es gleich weg, daß sein Steckenpferd der liebe Zeitgeist war, setzte sich mit darauf, und half es ihm wacker tummeln. Dies erneute, entflammte die alte Wechselneigung um so mehr. Du solltest bei uns bleiben, rief Haßler, Dich hier um ein Amt bemühn, was Deinen Talenten nicht fehlen könnte! Jener zeigte hohe Befremdung über den Antrag. Ich habe Vermögen genug, mir selbst zu leben, sagte er, und dahin strebt auch meine Hauptneigung. Der Kaiser von Rußland, von dem ich meine Tabatiere mit Brillanten empfing, ließ mich durch meine Freunde, den Fürsten * * * oi und den Grafen * * * y, die mich ihm empfohlen hatten, nach St. Petersburg berufen, doch lehnte ich es ab. Denn ein anderer Vorschlag hatte größern Reiz für mich, obschon ich noch immer wanke, und mich nicht recht entschließen kann, Deutschland wieder zu verlaßen. Mein Freund in England nehmlich, Lord * * * hat mir angetragen, auf Kosten der afrikanischen Gesellschaft eine Reise zu den Quellen des Niger und Nil

zu machen. Meine Wißbegierde könnte ich dabei allerdings ungemein nähren, und die Bedingungen sind mit ächt brittischer Freigebigkeit gestellt, so daß am Ende noch ein ansehnlicher Gewinn bleiben müßte; ein zugesagtes bedeutendes Jahrgeld auf Lebelang ungerechnet. Doch wohnt einmal, seit meiner Heimkehr, ein vaterländischer Sinn in mir, der mich wie an Banden hält, und ferner ist auch zu bedenken, daß Afrikas Himmel nicht zu den freundlichen gehört, die Bruce, Mungo Parc, Hornemann konnten Zeugniß davon ablegen.

Der Pylades sagte hier dem Orest eben keine Wahrheiten. Er hatte mit dem Fürsten, dem Grafen und dem Lord allerdings in Mailand und Florenz, in Rom und Neapel, an Wirthstafeln gespeis't, in Theatern die Loge getheilt, auch Spazierfahrten gemacht und sowohl Kunst- als — Naturschönheiten zusammen besucht. Es pflegen das wohl Reisende, wenn sie hie und da einander treffen; hat sie gleichwohl das Schicksal erst wieder nach Ost und West entführt, denken Vornehme ihrer Bekannten geringeren Standes wenig mehr, ob diese schon Jene oft im Munde führen. So war es auch hier geschehn, und weder von Briefen aus London,

noch aus St. Petersburg die Rede. Eine Tabatiere aus letzterm Ort hatte der Verfasser jener Reisebeschreibung zwar gehofft, und dem Fürsten * * *oi in der That, ihm zugleich das Buch übersendend, einen leisen Wunsch zu erkennen gegeben: er möchte ihm höchsten Ortes sie erwirken; doch hatte dieser entweder es nicht gekonnt, oder nicht gewollt, denn eine Dose auf Borg von einem Juwelier, der ihn noch vermögend hielt, wurde zum kaiserlichen Geschenk erhoben.

Nun, dies Alles imponirte, und kann man damit schon bei fremden Leuten viel ausrichten, was muß nicht erst da geschehn, wo bereits Freundesgefühle in des Andern Brust für uns lodern. Il ne faut pas montrer le doigt malade à ses amis, heißt ein bewährtes französisches Sprüchwort, und will sagen: Laß es Deinen Freunden ja nicht merken, wenn Du kein Geld hast, oder eine Absicht hegst, welche durchzuführen sie große Mühe anwenden sollen. Allerdings muß der Charakter des Jahrhunderts hier betrachtet seyn, der wieder den Leidenschaften ihren Charakter giebt. Ehedem hatte ein Theseus wohl Lust, für seinen Pirithous in die Hölle hinabzusteigen, im Jahre 1819 würde er sich

schön

schön dafür bedanken. Doch in sofern man bereits wieder eine Hölle glaubt, könnte es auch wohl mit dem Rückgang noch wieder bis zu jener starken Freundschaft gedeihen; die Hölle selbst wieder entstehn, damit sie daran sich erprobte. Heutigen Tages ist aber die Regel: Trit reich vor Deine Freunde, zeige ihnen, daß Du sie gar nicht brauchst, weil Du noch viel mächtigere hast; dann werden sie geneigt seyn, etwas für Dich zu thun, auch Mühen zu vollbringen; nur darf auch kein Cerberus ihnen entgegen bellen, sonst kehren sie wieder um.

Universitätsfreundschaften sind, wie man weiß, zwar, in jenen holden Tagen der Jugend, noch immer ziemlich heiß; doch laßet den Athem von fünf oder sechs Jahren darüber hinwehn, so hat er sie meistens auch ziemlich abgekühlt. Es gilt besonders von solchen, die zwischen einem Baron und einem Studirenden bürgerlichen Herkommens geknüpft sind. Erscheint Letzterer nach einem guten Zeitraume vor Jenem (auf seinen Gütern, oder wenn er ein ansehnliches Amt bekleidet,) in unansehnlicher Gestalt, wird es dem Baron leicht nicht eben erfreulich seyn, den Jonathan der Vorzeit umarmen zu können; ja, es ist nicht unmöglich, daß er es nun verges-

Bayerische Staatsbibliothek München

sen hat, einst ihn Herr Bruder genannt zu haben, und daß er ihn nun mit großen Höflichkeiten abspeist.

So hätte es dem Leipziger auch gehn können, wäre er im kahlen Ueberrock bei seinem David erschienen, sagend: Herr Bruder, ich habe mein Vermögen durchgebracht, nun hilf mir zu einem Amte. Doch weil erst das Buch ihm vorausgegangen, ein Buch, in welchem ohnehin viel Wasser auf Hasslers Mühle floß, ein Buch, wovon er so löblich mit dem Herzoge reden konnte; weil der alte Freund in so stattlichem Aufzuge anlangte, und den Besitz einer halben Tonne Goldes ahnen ließ; weil Alles seine gefällige Darstellung, seine schöngeistige Unterhaltung mit Beifall überhäufte; weil Fürsten, Grafen und Lords seine Freunde waren, da hätte der Baron doch mit einem ihn lächerlich machenden Vorurtheil umnebelt sein müssen, wenn er gegen einen solchen Freund comme il faut die alten Beziehungen nicht fortgesetzt, nicht jene Bande mehr noch verengt hätte. Der berühmte Schriftsteller, der schier ganz Europa gesehn, der hochgebildete liebwürdige Gesellschafter, der vermögende Mann, ehrte ihn ja. Und indem der angesehene, daneben ernste, Hassler

mit ihm auf Du und Du, auf Orest und Pylades umging, reflektirte das wieder auf den Leipziger ein neues Licht.

Uebrigens schien er jenem erst weit von sich gewiesenen Einfall nachzusinnen, und erklärte etliche Tage darauf: wie er doch, weil Haßler hier lebe, und es so anziehend für ihn seyn müsse, künftig denselben Aufenthalt mit ihm zu theilen, sich vielleicht entschließen könnte, in des Herzogs Dienste zu treten. Freundschaft würde ihm die Stelle eines russischen Kollegienraths, den Weg zum russischen Minister vergüten können. Es gefiele ihm darum auch so im Herzogthume, gern würde er hier gemeinnützig seyn, nur — fühle er auch allerdings sich zu sehr, um sich zu einem zu untergeordneten Amte zu bequemen.

Das wird man Dir auch nicht anbieten, entgegnete Haßler; Du mußt wenigstens Rath seyn; von da geht es bald zum Departementsdirektor, oder Präsidenten, wenn man sich des Herzogs Wohlwollen erhält. Und invalide Amtskrüppel giebt es in Menge bei den Kollegien, der Tod schafft Vakanzen, auch sind zur Pensionirung gar Viele überreif. Gleichwohl finden auch sich manche Schwierigkeiten. Der Herzog

zeichnet Fremde gern aus, zieht gern Talente, auch Vermögen ins Land, will aber ungern Eingebornen Unrecht thun; in der Regel sollen Dienstjahre zugerechnet seyn, nur wahrhaft hervorleuchtende Verdienste Ausnahmen begründen. Auch ist er ein wenig mißtrauisch; Empfehlungen müssen auf vielen Wegen zuströmen. Doch erfüllst Du ja auch die meisten dieser Bedingungen. Das übrige muß sich finden. Nur allenthalben konsequent.

Wohl verstand sich, daß es der Freund war. Er hatte schon Allenthalben um sich geblickt, das Terrän — wie man es nennt — fleißig erkundet. Und es daneben auch zum Ausstreuen verschiedenen Saamens benutzt. Dem alten Justizminister hieß er ein gründlicher Rechtsgelehrter, denn er hütete sich wohl, gegen ihn Jury und mündliche Verhandlungen zu loben; auf seinen Böhmer hielt er vielmehr da, auf schriftliches Referiren und Correferiren. Den Höflingen galt er ein Mann, der Allenthalben wichtige Verbindungen hätte, zu brauchen seyn dürfte, gäbe es an fremden Thronen etwas zu wirken. Manche Beamte, deren Töchtern er Artiges gesagt, hielten dafür, er müsse gar kein zu verachtender Eidam seyn. Und wie die Zacken eines Quirls

zum Mittelpunkt laufen, so wimmelten auch Lob und Rühmen des talentvollen Fremdlings aus vielen Richtungen dem Herzoge zu. Er war ihm bereits vorgestellt worden; gefällige Darstellung, Freimüthigkeit, sinnige Antworten hatten Jenen für ihn eingenommen; auch sah er jeden Sonntag ihn in der Kirche, hörte gar oft an der Tafel ihn preisen. Auch der Kabinetsrath hatte vom Justizminister, von diesen und jenen Beamten, ähnliche Urtheile vernommen, des Leipzigers Unterhaltung dann gesucht, und bewährt gefunden, was die öffentliche Stimme sagte.

Hiezu Haslers oft wiederholter Rath, einen Mann, um den Rußland und England sich bemühten, nicht von dannen zu laßen, und es mußte wohl dahin kommen, daß ihm die Regierung selbst Dienste anbot.

Ein Invalider beim Justizkollegium ward in den Ruhestand versetzt, und Jener trat in seine Stelle, welche die nächste zum Präsidenten war. Die gekränkten Hinterleute schrien zwar, allein dies half ihnen nicht. Sie wollten auch, seine Arbeit prüfend, vermeinen: der Vorgezogne sei nichts weniger als ein tüchtiger Jurist, habe nur eine zuversichtliche, imponirende Redegabe, welche sich praktisch nicht bewähre. Vielleicht

irrten sie jedoch. Wahr ist, daß er ziemlich flüchtig und lückenhaft arbeitete, auch nach alter Weise gar nicht mit Lust zu arbeiten schien; dies konnte inzwischen aus der Ursache auch geschehn, daß sie ihm als verwittert nicht behagte; denn kaum als Rath bei dem Justizkollegium eingetreten, übergab er auch einen Vorschlag um den andern zu Neuerungen. Jetzt wollte er Geschworne, plaidirende Advokaten, Tribunen mit Zuhörern gefüllt. Er mißfiel dem alten Minister, der so was bei ihm nicht vermuthet hätte, dadurch nicht wenig. Dem Kabinetsrath hingegen, der bereits mit seiner neuen Verwaltungsorganisation, die Allenthalben ein rasches Entwickeln herbeileiten sollte, schwanger ging, mochten Ideen solcher Art ganz willkommen seyn, und die Beschwerden jenes Ministers über den neuen Rath wurden diesem ein Lob.

Es kam gleichwohl zwischen Beiden zu so vielen Zwist, daß man darauf zu denken hatte, sie zu trennen.

Eben dies wollte auch der Sachse. Das Amtsgehalt entsprach seinen Bedürfnissen nicht; er wünschte einen freiern, willkührlichern Geschäftskreis, wünschte auch, daß bedeutende Summen durch seine Hände gingen. Es that Noth,

seine bereits ziemlich laut mahnende Gläubiger zu befriedigen, wie geschickt er auch sich hier neuen Kredit zu öffnen verstand.

Den Polizeidirektor in der Hauptstadt hatte jedoch eine Wassersucht befallen, von der sich kein Genesen absehen ließ. Auf sein Amt richtete Jener zeitig die Blicke, und reichte noch mehr Vorschläge zur Verbesserung des hiesigen Polizeiwesens, als der Justiz ein, bewies auch ihre Nothwendigkeit mit triftigen Gründen. Daneben unterhielt er mit seinem ehemaligen Wirth in Paris einen Briefwechsel, der ihm allerhand Neuigkeiten melden mußte. An dem hiesigen Hof war man in jener Zeit immer gar sehr darauf gespannt, liebte es, die Ereignisse zeitig zu erfahren, und so machte der Rath sich nicht allein beliebter durch Anzeigen, sondern gewann auch mehr Gültigkeit. Etliche Fremde gab er als Spione aus Paris an, und rieth, sie scharf zu beobachten, oder zu entfernen. Auch wandte er unter der Hand Geld auf, durch listige Späher verübte Diebstähle und Betrügereien auszumitteln; was ihm auch in einigen, nicht unbedeutenden, Fällen glückte.

Als nun die Wassersucht den Polizeidirektor zum letheischen Wasser abgerufen hatte; wo sollte

man nun einen würdigeren Stellvertreter gefunden haben, als den Mann, der so einleuchtend nützliche Vorschläge zu den nothwendigen Verbesserungen in seinem Bereich übergab, und anderweitig noch zeigte, wie ungemein er durch vielseitige Umsicht, Gewandtheit, Kenntniß des Auslandes und Verbindungen dorthin, sich dazu eignete? Wie schnell er sich übrigens auch vom Innlande zu unterrichten gewußt, bewies sich an manchem Erforschen dessen, was der Verstorbene nimmer hatte an den Tag bringen können.

So empfing er nun dies Amt, und es, an sich, durch seine Vorschläge, einen höheren Belang, eine weitere Ausdehnung, indem man polizeilich das ganze Herzogthum unter die Behörde in der Residenz stellte. Da gebot nun der neue Chef vielen öffentlichen und nicht öffentlichen Polizeibeamten, selbst einer kleinen Marechaussee; ihm wurden namhafte Summen zu geheimen Ausgaben überwiesen; er leitete Bauten, an Kunststraßen, Gefängnißen, öffentlichen Versorgungshäusern. Einige wollten zwar meinen: er baue ziemlich theuer, indeß waren die Preise der Ziegel, des Holzes, des Kalkes auch gestiegen. Andere wollten behaupten: von all dem Aufwand sei mancher unnöthig gewesen, allein

dem Herzoge war seine dringende Nothwendigkeit einleuchtend dargestellt; und er freute sich hernach sowohl über die hübschen Anlagen, als den Umstand, daß man in nahrungslosen Zeiten so viele Hände beschäftigte.

Dem sei wie ihm wolle, hatte man einst dem Fürsten damit eine Lüge hinterbracht, daß unser Mann wohl eine halbe Tonnegolds befehlige, so war sie nach einigen Jahren mehr als doppelt vergütet. Und eine vielgelobte Anwendung machte er von dem Erschwungnen. Sein Haus war die Gastfreiheit selbst, nirgend aßen die Erzesser mundender. Man rühmte seine Erbspotage in der Pastete, seinen Sardellenkompot, seine Maccaroni mit eingepökelten Leipziger Lerchen, seine ganz eigne Austersauze über den Fasan, seine Meerspinnen und Meerkrebse, auch daß zu jeder Schüssel ein besonderes, im Geschmack dazu wohlberechnetes Getränk dargereicht würde, wo einander meistens Madeira, dickes Porterbier mit Zucker, Chateau la Fite, Burgunder, Rüdesheimer, Mousseux von Epernai, Tokaier, und endlich auf den Kaffee noch, Baseler Kirschwasser oder Anisette folgten. Die Punsche bei den sybaritischen Abendgelagen übertrafen die Erwartung noch mehr, in ihrer feuri-

gen und sinnigen Mengung, ja, die näher Unterrichteten sagten einander etwas von geheimen Orgien, worin man nur die vertrautesten der Freunde weihe, wo sie mit noch anderen als todten Genüßen bedient würden, und wo man auch kleine dramatische Liebhabervorstellungen erblicke, gewissen heimlichen in Paris ähnlich.

Doch übertreibt die Fama leicht, wie bekannt. Sie thut es jedoch nicht Allenthalben, erwägt das Ohr, zu dem sie dringt, nach seinen Neigungen für das Piano oder Forte. Und so kam zum Ohr des Herzoges nur: man äße gut bei dem Polizeidirektor, er liebe heitere Geselligkeit. Nun Jener tadelte wohl Saus und Braus, verlangte aber auch nicht, daß seine Diener spartanische Suppen äßen. Und hatte der Sachse neben seinem Gehalt doch eignes Vermögen; weshalb sollte er auf vollbrachte mühselige Arbeit nicht des Lebens davon genießen? Auch nützlich, wenn das Geld umlief.

Eines Tages hatte indeß ermeldete Zeitungsbringerin der älteren Hofdame etwas zugeraunt, wovon Diese im Beiseyn der regierenden Fürstin Einiges hinwarf; und das hätte Jenem schon nachtheiliger seyn können.

Es hieß: der Polizeidirektor liebe das andere

Geschlecht ungemein; sogar ohne Dezenz. Man sähe ihn Abends zu übel berüchtigten Frauenzimmern schleichen, die er, von Amtswegen, vielmehr zur Stadt hinausjagen sollte.

Die zartfühlende Herzogin war empört, und sagte ihrem Gemahl, was sie vernommen hatte. Dieser stutzte unwillig, zweifelte jedoch, weil er nicht gern Schlimmes von seinen Beamten glaubte, am wenigsten da, wo er bereits seine gute Meinung befestigt hatte. Demungeachtet erkundigte er sich beim Freiherrn von Hasler, ob das Gerücht wahr seyn möchte. Diesem mußte der Neid laßen, daß er jetzt treulich an seiner Freundschaft hielt; es würde auch seinen Stolz beleidigt haben, dafern Jemand, den er so dringend empfohlen, Mißfallen aufgeladen hätte. Deshalb sagte er: Gnädigster Herr, beim Polizeiwesen muß schon Einiges der bekannten jesuitischen Regel gelten, nach welcher ein löblicher Zweck auch die Mittel lobt. Ganz wird es nimmer gelingen, unzüchtige Dirnen auszutilgen, und man wählt, in ihrer Duldung, nur von zwei Uebeln das kleinste. Diese Geschöpfe sind aber auch oft in London, Paris, Rom, Madrit und anderer Orten, zu wichtigen Absichten genützt worden, haben nicht selten ausgeforscht,

was sonst verborgen geblieben wäre. Nun, es ist wesentlich, genauer wie es die unsichern Zeitungen geben, zu erfahren, wie die Sachen in Paris, wie sie bei Napoleons Heeren stehn. Der französische Charge-d'affaires hat mehrere junge Leute um sich, manche Offiziere kommen durch, und wie die sittenverderbten Franzosen einmal sind, das besucht denn feile Dirnen. Einige der verschmitzten unter ihnen sind jedoch beauftragt, um dies und das zu fragen, der starken Getränke sich zu bedienen, um den Franzosen im Rausch abzulocken, was sie nüchternen Sinnes auszuplaudern sich wohl hüten dürften. Allerdings sind die Zeitläufte kritisch, gar viel hängt oft an einer frühern oder spätern, einer wahren oder falschen Benachrichtigung. Des Polizeidirektors Eifer für Ihr Durchlaucht höchsten Dienst kennt keine Gränzen, seinen Unterbeamten mag er das Wichtige nicht anheim stellen, und so verschmäht er es nicht, dergleichen Geschöpfe selbst anzuweisen und abzuhören.

Der Fürst war ungemein zufrieden, eines Andern belehrt zu seyn, und nun dem Sachsen um so gewogner.

Aus diesem Allen geht hervor, daß ihm die Glücksgöttin lächelte, und will die nur, findet

man — wo Tausende Unheil finden — Heil; ist Jene doch selbst eine Metze. Es war in dem bedeutenden Jahre 1812. Ein französischer Eilbote kam durch, nützte aber die zehn Minuten, während man auf der Post andere Pferde sattelte und zäumte, doch einer alten Bekannten hier einen Eilbesuch abzulegen. Er sah nicht mehr so vergnügt aus, wie Ehedem; sie fragte warum. Ihm entfiel ein Wörtlein: daß auf Moskowiens Schneegefilden die große Armee in gänzlicher Deroute sei. Bald danach erschien der Polizeidirektor, hörte was die gute Freundin gehört. Er flog nach dem herzoglichen Pallast, ließ sich eine außergewöhnliche Audienz ausbitten, und that Meldung. Der Korse nannte damal noch den Herzog seinen treuen Alliirten; der treue Alliirte freute sich indeß ungemein, daß es dem Korsen so schlecht ginge. Doch äußerte er auch Besorgnisse, der Zukunft willen, die große Verlegenheiten herbeiführen könne. Der Leipziger rieth demüthigst unmaasgeblich: dem Schein nach vor der Hand ein treuer Alliirter zu bleiben, doch sich dergestalt einzurichten, daß man nach der Hand abspringen könne. Vielleicht nahe der günstige Augenblick.

Fortan wurde er mit gerufen, wenn der Her-

zog die politischen Bedenken im Stillen konferirte. Es sollten Kontingentsergänzungen gestellt werden. Der Sachse empfahl Zaudern, Säumen, Rückhalten. Der Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten war ängstlich, warnte: um Alles in der Welt nichts zu thun, was die Franzosen erbittern könne, und sie wären haarfein, blickten weit. Jener meinte dagegen: auch den Franzosen ließe wohl sich ein X für ein U machen; er riethe tief unterthänigst, Ihr Durchlaucht möchten nur den Chargé-d'affaires oft nach Hofe einladen, und unmaasgeblich zu reden geruhn, wie es zu wünschen sei, daß er es seinem Herrn berichte. Uebrigens könne füglich so gehandelt werden, daß man des Siegers Zufriedenheit gewänne, möchte es seyn, wer es wolle. Vermuthen ließe sich aber aus triftigen Gründen, daß Napoleons Glücksonne ausgeschienen habe; er, der Sachse, wisse aus Paris, daß seine Gegenparthei wachse, die Bourbons an der Garonne einen Anhang bildeten, man in den westlichen Departements die Conscription schwierige, und mehr. Dem Herzoge dünkte des beredten Polizeidirektors Ansicht die richtigere, und neigte sein Verfahren zu ihr hin.

Freilich runzelte man bei Hofe nach den

Schlachten von Görschen und Bauzen die Stirn, der Polizeidirektor wurde nicht eben freundlich angesehn; es hieß bereits in der Stadt: er sei in Ungnade gefallen. Und der Chef des auswärtigen Departements murmelte: Aha — es wird sich zeigen wer Recht hatte. Allein die Schlacht bei Leipzig gab dem Leipziger Recht, und nun war er, wie man zu sagen pflegt, Oben drauf. Wie der russische Schnee Manche in den Tempel des Ruhms geführt hat, die sonst nie seinen Vorhof betreten haben würden, so brachte nun auch die Schlacht von Leipzig den Leipziger zu wichtigen Verdiensten um das Herzogthum. Sie waren nicht abzuläugnen. Daß man nach seinen Ideen verfuhr, rettete vielleicht einige Tausend Landskinder, die sonst noch zu Napoleons Verfügung gestellt wären, und beugte schweren Mißhelligkeiten vor, in die man, bei einem zu festen Halten an dem alten erhabnen Freund, mit seinen erhabnen Feinden hätte gerathen können. Ein anderer Ausgang der Schlacht von Leipzig konnte freilich dem Leipziger, wie dem Herzogthum, einen gewaltigen Strich durch die Rechnung ziehn, allein dem war nicht so.

Wie hätte ein so edler Fürst, der schon geringes Verdienst gern belohnte, gegen ein wich-

tiges unempfindlich bleiben sollen. Sein Dank bestand in drei Worten, und Dreitausend Thalern Gehaltsvermehrung. Jene Worte hießen Geheimer-Ober, welche dem Polizeidirektor voran gestellt wurden, und einem von, das nun folgte. Der Fürst bewirkte seinen Adel um so lieber, weil er jetzt schon die Absicht faßte, einen in so vielem Betracht ausgezeichneten, um den Staat wohlverdienten, Mann künftig zum Minister zu befördern; und Minister bürgerlichen Standes ernannte er doch nicht gern. Den neuen Namen wählte der Emporkömmling selbst, hieß nun der Geheime-Ober-Polizeidirektor von Leichtstädt. Es paßte, denn er nahm Alles leicht, auch das Ernste und Schwere, das aber oft dann am meisten gelingt, vorzüglich wenn es die Glücksgöttin so für gut findet.

Nach dem allgemeinen Frieden sprach nun der Zeitgeist, dem bisher die Worte doch nicht immer hatten fließen wollen, dem auch bisweilen der Mund zugehalten worden, ungemein laut und beredt. Es gnügte nicht mehr, von einem blos guten Geist beseelt zu seyn, der Zeitgeist mußte beseelen; und er fuhr auch bis in die Gymnasiasten, bis in die Frauenzimmer. Es ist schon von den öfteren Veränderungen im Regiment

ment geredet worden; nun folgten mehrere, die neueste Verwaltungsorganisation, mit deren Theorie lange schon der Kabinetsrath — mit Zuziehung des Freiherrn von Haßler und des Herrn von Leichtstädt — beschäftigt gewesen, kam erst etliche Jahre darauf zu Stande, wo man den Grafen von Hohlburg auch aus Berlin verschrieb.

Der alte Justizminister starb a tempo, Leichtstädt wurde nun Minister des Untern, hatte die Justiz und die Polizei als Chef zu leiten.

Beinahe schien es, als wäre ein philosophischer, Rang und Titel gering achtender, Geist über ihn gekommen, denn er suchte anfänglich der Excellenz auszuweichen, wollte mit dem Geheimen-Ober-Polizeidirektoramt sich begnügen. Doch wie das Straßen- und andere Bauwesen unmittelbar ihm anheimgestellt bleiben, und die Residenz einen einfachen Direktor, dessen Bereich sich nur bis an die Stadtgränze erstreckte, zugetheilt erhalten sollte, ließ er sich die glänzende Erhebung gefallen.

Er wurde nun von allen Ministern der accessibelste, was sich im Deutschen nicht wohl sagen läßt. Den alten regen Neuerungssinn gewahrte man nicht mehr an ihm; er trug bisweilen auf einen zeitgeistgemäßen Formenwechsel an, fand er jedoch Wi-

verstand, ließ es der Minister getrost beim Alten, so wie auch die Jury und der mündliche Prozeß bei der Rechtspflege, noch uneingeführt blieben. Ohne allen Streit war keiner von den übrigen Ministern so geliebt von den Unterbeamten als Leichtstädt, denn keiner lud sie so oft an seine Tafel, ging so ohne alle Grandezza mit ihnen um, erschwerte ihnen die Arbeit so wenig.

Einige meinten: Dies geschähe vielleicht, weil Seine Excellenz selbst nicht Lust hätten, sich viele Arbeit aufzuhalsen, vielmehr, nachdem schwere Arbeit gethan sei, nun ruhig genießen wollten. Dieselben blickten auch wohl darum Anderen nicht zu scharf auf die Finger, weil die eignen Schääfchen ins Trockne gebracht wären, und Sie gutmüthig nun lebten und leben ließen. Sie machten auch nicht, wie der Graf von Hohlburg, den strengen Cato, weil Sie auch nicht wünschten, daß sittenrichterliche Blicke bis zu Ihren Orgien und filles entretenues drängen. Und am Ende möchten Seine Excellenz wohl heimlich denken: Was soll ich viel mich plagen? Ein ansehnliches Vermögen ist mein. Das Schlimmste wäre ein Abschied, dem immer noch ein namhaftes Jahrgeld beigefügt werden müßte, wo die einmal angebundne Excellenz doch an mir hängen bliebe, und nun keine

Arbeit meine Tafelfreuden, meine Jagdpartbien, und andere Vergnügungen störte.

Dies waren bei dem Allen nur Vermuthungen, und es drang nicht zum Ohr des Fürsten, daß sie Jemand hege. Um so öfter dagegen hörte er die ungemeine Liebe erwähnen, die Leichtstädt bei seinen Untergebnen fände.

Aber auch mit seinen Kollegen stand er trefflich. Wenn Haßler und der Graf, wie es nicht selten geschah, mit einander sich veruneinigt hatten, so war es Jener meistens, der sie — bis zum nächsten Streit versöhnte. Legte Trägau Hindernisse, machte Leichtstädt, daß ein Theil etwas zugab, der andere etwas nachließ. Oft war der Herzog im Staatsrath Zeuge, mit welcher gefällig beredten Anmuth er über das Schwierige hinging, das Streitige ausglich, die Gemüther in Einklang brachte, und Jenem dünkte — mit Recht — dies sei an einem Minister kein übles Talent. Auch brachte Leichtstädt seinen guten Humor selbst mit in den Staatsrath, machte ihn lebendiger, heiterer; hatte witzige Einfälle, über welche der ernste Fürst, sogar der Melancholiker Hohlburg, lachen mußte.

So stand es also um das Ministerium in dem Herzogthum, und wir meinen, es stand so

übel nicht. Man hatte zwei oder dreimal Genie; es giebt Ministerien von zwölf Personen, wo es nicht Einmal zu finden ist. Es fehlte aber auch nicht an Stabilität, und gewissermaaßen konnte man sie auch bei den, Herrn von Leichtstädt untergeordneten, Departements finden. Auch gut! Bei der Justiz kann man nur langsam bedächtig ändern wollen, bei der Polizei that es, nachdem Frieden geschlossen war, um keine zu hitzige Regsamkeit Noth. Uebrigens gab es zwei ächt strebende Tendenzen, wo sie der Zeitgeist am lautesten gebot. Der Minister des Innern rang alle Hydern zu Boden, welche sich der möglichsten freien Entwickelung, dem Nationalreichthum, wie ihn Adam Smith erzielt verlangt, entgegen stellten, der Minister des Obern spannte alle Segel auf, das Volk in den Hafen wahrer Religiosität und Moralität zu führen. General von der Trägau war auf das beßte Vernehmen mit auswärtigen Mächten bedacht, und ließ im Heere ungern Neuerungen entstehn. Auch gut! Denn nach manchen Projektmachern hätte man längst das gesammte Heer abdanken, und allein ehrliche Bürgerkompagnien in den Waffen üben müssen. Haben die ehrlichen Bürger indeß nicht andere Geschäfte? Könnten nicht Zeiten nahn,

wo man der Soldaten vom Handwerk bedarf, sintemal die letztvergangnen nicht als Beispiel für noch kommende gelten können? Möchte nicht Eins aus dem Andern entstehn; aus Bürgermiliz Bürgersinn, Sehnsucht nach allerhand politischen Bürgerfreuden, bald mit Ständen, bald mit Tribunen, Consuln, Archonten, Thesmotheten, bis ein August oder Bonaparte dem — mit Blut bezahlten — Zeitvertreib ein Ende macht? Wohl sah der Fürst das ein, und war deshalb mit dem General so zufrieden, als er sich des ganzen Ministeriums halber pries.

Vortrag.

Erste Woche.

Prinz Stephan schickte nun sich an, das gegebne Wort zu erfüllen. Den Lesern wird nicht entfallen seyn, daß er zugesagt hatte:

Binnen Monatsfrist sechs Erzschurken nachzuweisen, die währenddem ihr Glück im Herzogthume gemacht, und sechs redliche Leute, denen schreiende Ungerechtigkeit widerfahren sei.

Alle ihm zu dieser Absicht gutdünkende Maasregeln hatte er getroffen, Späher angenommen, die geeignet schienen, ihm die Göttin Wahrheit einmal nackt zu haschen, damit er sie — mirabile dictu — in solcher Gestalt zum Thron führen könne.

Er bat sich nun die Erlaubniß aus, jede Woche an einem Morgen dem Vortrage im herzoglichen Kabinet beiwohnen zu dürfen. Das, meinte er, sei hinlänglich für seinen Zweck, in sofern er ja nur sechs Fälle jeder Art ausmitteln wolle. Er bat jedoch zugleich, immer an demselben Tage in jeder Woche sich einfinden zu dürfen, weil man die Berichte über das heute Verhandelte — Wichtigere — nach acht Tagen abzustatten pflegte. Und nur aus dem Wichtigeren nahm sich der Prinz eine Auswahl vor, unerheblichen Gegenständen wollte er keine Beachtung leihn.

Es versteht sich, daß er bei Allem zu schweigen, und vor sich nur in seine Schreibetafel zu vermerken beschloß, was ihn mit näherer Ausmittelung beschäftigen sollte.

Die erste Vortragstunde hob an; der Herzog nahm an dem Arbeitstische Platz, sein erster Kabinetsrath ihm gegenüber; nach einem Winkel verfügte sich Prinz Stephan, Blei und Pergament in der Hand.

Viele Bittschriften, Vorstellungen, Dankadressen, Berichte, ließ er vorübergehn, dann fesselte ein Brief der Herzogin seine Aufmerksamkeit.

Ihr Gemahl hatte ihn selbst empfangen, bereits durchgesehn, aber dennoch befohlen, seinen Inhalt im Kabinet ihm vorzutragen.

Rath. Der regierenden Herzogin Durchlaucht zeigen an, daß Höchstsie Ihre Hofdame Juliane von Wundenfeld entlaßen haben.

Herzog. (ein wenig finster.) Weiß! Warum meldet sie mir das? Stehts ihr nicht anheim, Damen zu entlaßen oder zu wählen?

Rath. Ihro Durchlaucht schreiben: Weil Diese Höchstihnen —

Herzog. Von mir empfohlen sei, glaubte sie mir anzeigen zu müssen, und die Gründe zu nennen; weiß! Nun was sind die Gründe? Ich las nur flüchtig.

Rath. Die Wundenfeld habe im Allgemeinen für den Hof sich nicht geeignet.

Herzog. Hm — nicht unwahr!

Rath. Sich nicht wohlthätig gezeigt, und es doch vermocht.

Herzog. Bemerkte ich auch.

Rath. Wenig Andacht beim öffentlichen Gottesdienst —

Herzog. (einfallend.) Der Hof muß ein Beispiel an Religiosität geben.

Rath. Es habe von Liebesintriguen verlautet.

Herzog. Ja keine Obscönität am Hofe!

Rath. Ihro Durchlaucht hätten deshalb der Wundenfeld Zimmer nach Papieren durchsuchen laßen.

Herzog. (halb laut, vor sich.) Das gefällt mir nicht ganz.

Rath. Ein Briefchen habe sich gefunden.

Herzog. Ist das auch nicht Verläumdung?

Rath. Es liegt im Original bei.

Herzog. Ich will es sehn.

Rath. (übergiebt.)

Herzog. (liest.) „Theure Juliane, ich hoffe dem Ziel meiner Liebe bald zu nahn" — Doch was soll ich mich damit abgeben, Liebesbriefchen zu lesen. — Bei dem Allen, wenn das Mädchen einen Bräutigam hätte — wär es natürlich, und nicht strafbar.

Rath. Ihro Durchlaucht bemerken: daß Karl S*** unter dem Briefe steht, er nicht einmal von einem Edelmann zu kommen schiene, folglich keine Heirath —

Herzog. (einfallend.) Ei, ei!

Rath. Die Wundenfeld scheine überhaupt mehr als eine Intrigue zu unterhalten.

Herzog. Ists möglich!

Rath. Man habe sie beobachtet.

Herzog. Unter den Umständen recht!

Rath. Sie sei neulich spät am Abend, tief verhüllt, in den Schloßhof hinabgegangen; dort habe sie ein junger Offizier erwartet. So viel man im Dunkel wahrnehmen können, von den Leibdragonern.

Herzog. (hitzig.) Den Leibdragoneroffizieren wird derlei viel nachgesagt. Vom Hofe sollen sie mir wenigstens damit bleiben, oder ich versetze das Regiment. — Ist das aber auch wahr?

Rath. Der Hofmarschall, die ältere Hofdame, und eine Kammerfrau bezeugen es, sind zum Eid bereit.

Herzog. (vor sich.) Nicht eben anständig dies Lauschen — doch wenn's ihnen die Herzogin befohlen hat — und recht bei den Umständen. (laut.) Weiter!

Rath. Aufsehn zu vermeiden —

Herzog. Ja keine Aergerniß! Ursachen genug; ich billige die Entlaßung.

Rath. Der Herzogin Durchlaucht melden,

wie Höchstsie gesonnen sind, der Tugendreich von Schmatz die ledige Stelle zu ertheilen.

Herzog. (verdrießlich.) Wozu melden? Nehme sie, untersuche sie die Qualification. Ich will mich nicht mehr um die Hofdamen bekümmern, durchaus nicht.

Rath. Ihro Durchlaucht fügen eine Bitte bei, hinsichtlich der Mutter —

Herzog. (vor sich.) Hab ich sie nicht gebeten, mit Bitten mich zu verschonen — (laut.) Wer ist das?

Rath. Wittwe des verstorbenen Kammerdirektors.

Herzog. War ein verdienter Mann. Habe auch von der Wittwe Gutes gehört.

Rath. Ihro Durchlaucht haben sie zur zweiten Vorsteherin des Hülfsvereins ernannt.

Herzog. Aha! Während des Krieges hat sie der Blessirten sich menschlich angenommen. Auch die Tochter, hörte ich. Mag einer von den Gründen seyn, daß meine Gemahlin sie zur Hofdame will. Eigentlich meine ich aber, die Mädchen hätten aus den Spitälern wegbleiben können. Und was sucht sie für die Mutter?

Rath. Das Frauenkreutz —

Herzog. Hat sie ja selbst zu vertheilen. Frage sie um Anspruch und Verdienst nach.

Rath. Auch wünschen Ihro Durchlaucht eine Pension —

Herzog. So viel? Ich ließ eine Beamtenwittwenanstalt ordnen.

Rath. Es war noch nicht geschehn, als der Kammerdirektor starb.

Herzog. Sollte er kein Vermögen nachgelaßen haben?

Rath. Wie Ihro Durchlaucht zu schreiben geruhen, sehr wenig; und das nahmen theils Kriegsunfälle hin —

Herzog. O könnte ich Allen helfen, die im Kriege litten! Aber ich bin nicht mit Schach Nadir in Dehli gewesen.

Rath. Theils hat die Schmatz aus Mitleid und Vaterlandsliebe so viel auf die Spitäler gewandt, daß sie darüber in Armuth —

Herzog. Ist das auch wahr?

Rath. Ihro Durchlaucht bemerken: daß Sie bereits genaue Untersuchung haben anstellen laßen.

Herzog. Mitleid ist edel, sich darüber ganz zu vergessen, unklug. Es ist kein Etat da, woraus man jede Unklugheit vergüten könnte. Der Pensionsfond ist klein, Alles vergeben.

Rath. Ihro Durchlaucht wünschen nur für die nächste Erledigung —

Herzog. Resolvire noch nicht. Es soll mir erst über die Schmatz berichtet werden. Ueber ihre wirkliche Dürftigkeit — Moralität — Verhalten, Alles genau, vollkommen glaubwürdig. Weiter!

Nach einigen unbedeutenden Vorwürfen kam ein Schreiben des Ministers des Aeußern an die Reihe, worin er eigentlich als Kriegsminister auftrat. Er meldete: wie der Rittmeister Sollner von den Leibdragonern zweier Vergehungen willen verhaftet sei, und fragte, ob ein Kriegsgericht gehalten werden sollte?

Herzog. Ein Kriegsgericht? Sind die Vergehungen so schwer?

Rath. Laut Bericht hat er den Grafen Sapiaski zum Duell gefordert.

Herzog. Meine Offiziere sollen nicht ohne Ehrgefühl, unnütze Händelmacher aber auch nicht ungestraft seyn.

Rath. Ferner sich gegen den General von der Trägau vergangen.

Herzog. Insubordination? Sie verdient Ahndung nach dem Gesetz. — Wie hat er sich vergangen?

Rath. Mit harten, ehrfurchtwidrigen Worten, ganz unschicklichen Ausdrücken.

Herzog. Ei! Gesetzliche Strafe! Wie kömmt der Sollner dazu? Mir ist gesagt, es wär ein guter Mensch, unterrichtet, hätte Ideen — ich weiß nicht einmal: hat er das Ehrenzeichen?

Rath. Nein!

Herzog. Schade! Könnte ihm sonst die Strafe mildern, wenns etwa jugendliche Uebereilung wäre. Hm — ein Kriegsgericht urtheilt leicht auf Cassation, und da es doch ein unterrichteter Offizier seyn soll, möcht ich ihn nicht gern verlieren; es giebt eben keinen Ueberfluß daran. Freilich muß auch die Subordination aufrecht erhalten werden, und dem General ziemt Genugthuung. Ist ihnen nichts weiter von dem Sollner bekannt?

Rath. Er hat die Rechte studirt, ist aber im letzten Kriege freiwillig als Dragoner eingetreten.

Herzog. So?

Rath. Der Regimentsbefehlshaber empfahl ihn Ihr Durchlaucht zum Offizier und nahm ihn zum Adjutanten. Gegen Ende des Kriegs ward er, bewiesner Tapferkeit und Umsicht willen, zu den Leibdragonern als Rittmeister versetzt.

Herzog. Das spricht doch für ihn.

Rath. Im vorigen Jahre reichte er Ihr

Durchlaucht Vorschläge zu Verbesserungen bei der Reuterei ein, wollte manches erfunden haben —

Herzog. Ah, ich ließ Alles durch das corps de genie untersuchen. Wie fiel der Bericht aus?

Rath. Alles wurde als untauglich verworfen.

Herzog. Spricht nicht für ihn. Luftige Projektanten machen unnütze Arbeit, stören die Büreaus in den nöthigern. Mir dünkt, es wurde auch damal noch eine Klage über ihn geführt —

Rath. Er hatte den Ausspruch der untersuchenden Commission bestritten.

Herzog. Wollte das Ei klüger seyn als die Henne?

Rath. Diesen Ausspruch gradehin unzulänglich genannt, wie die ganze Untersuchung als oberflächlich, und mit üblem Willen geführt, getadelt.

Herzog. Waren doch rechtliche, gescheute Männer, Staabsoffiziere darunter, seine Vorgesetzten. So muß es doch ein unruhiger Mensch seyn.

Rath. General Trägau hatte ihn damal schon in die Wache gesetzt; Ihro Durchlaucht geruhten aber ihn zu begnadigen.

Herzog. Besinne mich. Weil er doch Talent und Fleiß gezeigt hätte. Doch was nützt

Befleißigung auf Chimären. Ein junger Mann lerne den vorhandenen Dienst erst genau, da wird er einen weiten Spielraum für seine Talente sehn; ältere, welche Studium und Erfahrung bereits über das Vorhandne hinausführten, mögen dann mir anzeigen, wo sie Verbesserungen und Fortschritte nöthig finden; sie sind befugt und geeignet dazu. Ich weiß zwar, wie laut der Zeitgeist allen Stillstand tadelt, auch daß ungemeines Genie an einem jungen Mann Ausnahmen begründen könnte; das muß der Sollner gleichwohl nicht bewiesen haben, da seine Ideen alle verworfen sind. Der General, in seiner treuherzigen Sprache, sagte mir damal selbst: es wäre lauter dummes Zeug damit. — Sind denn bereits Verhöre über die Excesse eingeleitet?

Rath. Bereits geschlossen.

Herzog. Sollen mir eingesandt werden. — Der General ist ein ehrlicher Mann, wird nichts als strenge Wahrheit aussagen; doch — weil seine Persönlichkeit im Spiele ist, Leidenschaftlichkeit herbeigeführt haben könnte, will ich noch mehrseitige Untersuchung, eh das Kriegsgericht verhängt wird. Das corps de genie soll mir noch einmal berichten, welche Bewandniß es mit

den Vorschlägen des Sollner hatte. Der Brigadier, unter welchem sein Regiment im Kriege stand, soll Anzeige über Sollners Verhalten im Kampf thun. Selbst die Offiziere der Leibdragoner sollen ein Urtheil über seinen Diensteifer, seine Moralität im Privatleben abgeben. Alles zu den Akten, und beim Kriegsgericht in Erwägung genommen.

Hier blickte der Fürst ein wenig nach dem Prinzen Stephan um, der jetzt besonders emsig in sein Taschenbuch notirte. Jenes Umblicken schien zu fragen: ob man im Kabinette mit flüchtiger Eil walte, und nicht ernst bemüht sei, Ungerechtigkeit zu verhüten?

Es sei hier bemerkt: daß in jeder Vortragstunde zwar der Herzog mit aller genauen Aufmerksamkeit, mit reiner Liebe zum Rechten, Guten, Billigen verfuhr, daß aber ihn heute des Prinzen Gegenwart doch vielleicht bewog, die Vorwürfe noch etwas umständlicher als sonst zu erörtern.

Prinz Stephan ließ seine Schreibetafel ruhen, bis ein zweites Schreiben desselben Ministers zum Vortrag kam. Es schlug Seiner Durchlaucht vor: dem Grafen Sapiaski, der bereits als Major im Heere aggreirt sei, die eben erle-

digte

digte Eskadron im Leibdragonerregiment zu verleihen.

Herzog. Sapiaski? Ich habe ihn neulich aggreirt, weil die Empfehlungen von allen Seiten herwimmelten, und was ich untersuchen ließ, ihnen entsprach. Doch nun auch die Eskadron noch? Ungern will ich, daß meine Offiziere sich beschweren, Andern würden Vorzüge, ihr Dienstalter gelte nicht — zwar soll Verdienst mehr bedeuten, als langer Dienst; so will es, und billig, der Zeitgeist; das Heer würde zurückbleiben gegen andere, verwittern, stellte man den löblichen Grundsatz nicht auf. Des deutschen Bundes Sinn und Zweck verlangen auch, daß jedes Mitglied seine Streitkräfte aufs Beßte geordnet erhalte, vielmehr sie einer höhern Vollkommenheit entgegen leite. Alles Gründe für die Annahme des Grafen, die ich neulich auch erwog, zugleich nicht übersah, daß er Vermögen ins Land bringt; und es ist zeither viel Geld über die Gränzen entflohn. General Trägau, nach seiner etwas altmodischen Weise sich auszudrücken, sagte mir letzthin mündlich: die Armee würde eine brillante Aquisition an dem Sapiaski machen. Nun die macht sich nicht alle Tage, und der General ist ein ehrlicher Mann, sagt

immer die Wahrheit, giebt sich auch die nöthige Mühe, zuvör Allenthalben selbst wahr unterrichtet zu seyn. Auf der anderen Seite fochten die Leibdragoner ausgezeichnet tapfer; weshalb sollt ich ihre Offiziere durch Voranstellung eines Fremden kränken? Den Sapiaski habe ich aggreirt, er könnte ja in dem Verhältniß bleiben. Welche Gründe zählt der Minister für seinen Antrag auf?

Rath. Weil dem Grafen auf die Kasse des Kriegsdepartements ein Gehalt überwiesen sei, würde es erspart, wenn man ihn einstellte.

Herzog. Sparsamkeit thut Allenthalben freilich Noth. Doch in mein Leibdragonerregiment —

Rath. Der General führt an: eben in diesem Regiment wären zeither manche Unregelmäßigkeiten vorgegangen.

Herzog. Wahr; die Intrigue mit der Hofdame, und der Sollner —

Rath. So könnte dem Regiment eine Einrangirung gleichsam als Strafe, und andern zum warnenden Beispiel dienen. Genau erwogen sei es übrigens keine. Die Reihe zur Eskadron hätte an den Rittmeister Sollner gestanden, den wahrscheinlich das Kriegsgericht aus dem Dienst entfernen würde —

Herzog. Sollte mir leid thun; doch fiat justitia et pereat mundus.

Rath. So bliebe den Hinterleuten das Hinaufrücken um eine Stufe dennoch.

Herzog. Hm — da fällt mir ein: den Sapiaski hat ja der Rittmeister gefordert. Weshalb mag es denn geschehen seyn? Vermuthlich Entzweiung bei Trunk oder Spiel, wie das so geht —

Rath. Laut Verhör sind sie einander auf der Straße begegnet, der Rittmeister hat den Grafen mit ungestümen harten Worten beleidigt, und endlich zum Zweikampf beschieden.

Herzog. Doppelt unrecht; der Graf war Major, Jener ihm Achtung schuldig. Aber wie kam es denn an den Tag? Hätte der Graf sich nicht gestellt? Da kann ich ihn unmöglich ins Leibdragonerregiment aufnehmen, die Offiziere würden schwierig seyn. Ein kitzlicher Punkt, man will keine Duelle, aber — aber —

Rath. Der Graf hat sich gestellt, die Pistolen waren schon geladen; da kam der General Trägau, und hinderte das Duell noch.

Herzog. Hm — wie aber wußte der General davon? Ich weiß nicht, welcher französische Schriftsteller sagt: l'on augure fort mal de ceux, qui se laissent prévenir —

Rath. Ein Spazierritt brachte den General zufällig an den Ort, wo man sich beschieden hatte. Der Graf — wie es in den Verhören aufgezeichnet steht — wollte durchaus seinen Zweikampf nicht einstellen, sagte: die Ehre gebiete ihn zu vollziehn. Der General wandte ihm ein: Ihre Ehre bewährte sich an den Wunden und Orden, die Sie an sich tragen, an den Zeugnissen rühmlicher Tapferkeit, die ein großer Feldherr Ihnen ausstellte. Demungeachtet widersetzte er sich dem Befehl noch; der General ließ ihn deshalb verhaften, doch bald wieder los, da er keineswegs die Händel angefangen, dazu gezwungen war.

Herzog. Ah so? Ein anderes. — Und der Rittmeister?

Rath. Lachte dem General ins Gesicht, ließ unehrerbietige Ausdrücke fallen. Darum blieb er in Haft, und ihm wurde zur Stelle der Prozeß gemacht.

Herzog. Nicht mehr als gerecht, das leuchtet ein. Doch will ich über die Eskadron mir die Entscheidung noch vorbehalten. Ich befahl, man sollte selbst noch in die Heimath des Grafen schreiben, und dort genaue Erkundigungen über ihn einziehn. Ist es geschehn?

Rath. Von Seiten des Generals, aber noch keine Nachricht eingetroffen.

Herzog. Anstand bis dahin. Weiter!

Rath. Der Minister des Obern sendet neuere Beweise für die Tüchtigkeit des Schulrath Heilger ein, welchen er Ihr Durchlaucht zum Prinzenhofmeister empfohlen hat.

Herzog. Will sie mit auf mein Zimmer nehmen und lesen. Der Gegenstand ist wichtig.

Rath. Auch schlägt er vor, den bisherigen Direktor des Hoftheaters zu pensioniren, und statt seiner dem wohlverdienten Professor Greif dies Amt gnädigst —

Herzog. Graf Hohlburg ist ein Mann, der auf Religiosität und Moralität hält, mit dem ich ungemein zufrieden bin, und seine Vorschläge deshalb gern beachte. Ich weiß aber auch nicht, weshalb ich mit dem jetzigen Theaterdirektor unzufrieden seyn sollte. Schon öfter war die Rede von dem Gegenstand. Der Graf sagte mir neulich: das Publikum tadle seine Verwaltung, sein Repertoir; ja nun, das Publikum ist ein vielköpfig Ungethüm, wer kann es jedem Sinn recht machen. Auch hieß es: die Rezensenten schreiben so viel gegen mein Hoftheater, was schreiben die bei dem Allen nicht in den Tag? — Der Graf

soll mir zunächst alle Klagen aufsetzen, die ihm wider Jenen triftig und begründet scheinen, aber auch das Erweisliche daran nicht schuldig bleiben. Tragen sie mir das künftige Woche vor.

Rath. Sehr wohl, Ihr Durchlaucht!

Herzog. Was ist es für ein Mann, der Professor Greif? Er hat mir ja wohl neulich eine Schrift zugesandt?

Rath. Ueber den Verein des Kultus und der Bühne.

Herzog. Der scheint mir nun wenig thunlich. Ich blätterte in dem Buch; manches schien mir so fantastisch, daß ich es hinwarf. Doch mag ich in solchen Fällen mein Urtheil nicht allein hören, auch fremdes.

Rath. Die neulich aufgeführte Tragödie Sankt Nepomuk ist auch von dem Greif.

Herzog. Hohlburg meint, das sei ein ächter Stoff für die Bühne, ich kann mich dessen nicht überreden. Auch gefiel mir — die Wahrheit zu sagen — das Stück nicht einmal; ungeachtet Parterre und Logen vielen Beifall klatschten.

Rath. Manche Urtheile über Ihr Durchlaucht Hoftheater, in diesen und jenen Zeitschriften, sollen von dem Professor seyn; doch weiß ich es nicht gewiß.

Herzog. Ich las einige, die ziemlich abentheuerlich klangen. Ei nun — kann wohl seyn, daß Zeitgeist und höhere Entwickelung manches am Theaterwesen verbessert, oder vielleicht gänzlich umgewandelt verlangen. Bin ich da überzeugt, widersetzte ich mich nie. Was ist ihnen sonst von dem Mann bekannt?

Rath. Ich fand seine Schriften in den Litteraturzeitungen und andern Blättern ungemein erhoben.

Herzog. Spricht allerdings für ihn. Und seine Moralität?

Rath. Darüber weiß ich nichts.

Herzog. Ziehen sie Erkundigungen ein. Zwar wird Hohlburg das gethan haben; indeß gnügt mir Lob von einer Seite nicht; es ist leicht auf Nebenwegen erzielt, sogar bei den redlichsten Männern, die Menschen bleiben. Künftige Woche mehr davon. Weiter!

Prinz Stephan hatte nicht versäumt, bei den letzten Verhandlungen sich Fragen zu notiren, um deren Beantwortung er sich mühen wollte; und nachdem wieder Einiges vorübergegangen war, das ihm des Bemerkens unwerth schien, erneute seine Spannung sich bei folgendem Gegenstand.

Rath. Von Seiten der Justiz hat Mini-

ster Leichtstädt den Aufsatz eingesandt, um welchen der Schriftsteller Warner im Kriminalgefängniß sitzt.

Herzog. Ich will ihn mit der größten Aufmerksamkeit lesen, weil er mich selbst betrifft.

Rath. Verzeihen Ihr Durchlaucht — das ist nicht, kann nicht seyn —

Herzog. Weshalb weichen Sie aus? Fordre ich nicht Wahrheit von ihnen, und in jedem Fall?

Rath. Die Saite — ist —

Herzog. Zart oder nicht, ich will sie berührt; doch wahr, wahr!

Rath. Es läßt sich nicht glauben, ein Schriftsteller könnte —

Herzog. O von Schriftstellern ist viel zu glauben.

Rath. Man hat nur gedeutet — ohne Zweifel falsch — und Warner ist darüber noch nicht abgehört —

Herzog. Man hat gedeutet, sein Aufsatz wäre gegen mich gerichtet, ich sei in einem erdichteten Fürsten des alten Amerika gemeint. So zeigte mir Graf Hohlburg das Ereigniß an; ich schätze die offene Redlichkeit, womit er es wagte; Fürsten hören ja selten nur Wahrheit.

Rath. (schmerzlich.) Ach Ihr Durchlaucht — auch die welche sie zum Thron bringen sollen —

Herzog. Hören sie nicht stets; ich weiß das. Genug, wenn sie nach allen Kräften sich darum bemühn. Aber es gefällt mir nicht an ihnen, Rath, daß sie bei diesem Handel so peinlich verlegen sind. Heraus, was Ihnen Wahrheit dünkt; ich befehle es!

Rath. Gott, Ihr Durchlaucht, beim Dünken ist leicht zu irren —

Herzog. Und das menschlich. Werd ich solchem Irren dann zürnen?

Rath. Ihr Durchlaucht haben mir indeß geboten, einfach den Inhalt der Papiere vorzutragen, einfach was ich zu seinem näheren Erforschen ausmitteln konnte, zu sagen, und mich aller Nebenbemerkungen zu enthalten. Mein Dünken zu äußern, wäre schon mehr als Nebenbemerkung —

Herzog. Immer ist es nicht zu umgehn, daß ich noch ihre Privatmeinung fordre. Dann ist mithin jener Befehl suspendirt. Und grade hier will ich hören, was Ihnen dünkt. Hieß es vorhin doch: es läßt sich nicht glauben, ein Schriftsteller könnte — sollte es ein Versuch, diesen zu entschuldigen seyn, war es schon eine Uebertretung —

Rath. Ihr Durchlaucht, ich bitte tief unterthänig um Verzeihung, keineswegs meinte ich das, nur die — die —

Herzog. Die Zartheit des Gegenstandes, ich verstehe. Darüber sollen sie aber rein hingehn, und ich frage sie nett und rund: Dünkt ihnen, der Schriftsteller Warner habe mich in dem Aufsatz gemeint?

Rath. (schweigt bestürzt.)

Herzog. Keine Antwort? Fürchten sie etwa, es könne scheinen: Sie hegten einen ähnlichen Sinn, wie er in dem Aufsatz ausgesprochen wird, wenn sie Ja antworteten?

Rath. Ihr Durchlaucht, ich kann mich nicht erdreisten, den Warner zu entschuldigen, aber auch nicht zu beschuldigen. Graf Hohlburg sagte: man deutet — dies kann ich bestätigen, denn ich hörte solche Deutung auch zu meinem größten Unmuth. Deutungen können aber falsch seyn.

Herzog. Was deuten sie aber, sie?

Rath. Ihr Durchlaucht — wollen ja den Aufsatz Höchstselbst zu lesen geruhn.

Herzog. Keine Antwort — ja doch eine, sie meinen, ich soll selbst prüfen, ob man treffend oder falsch gedeutet habe. So übel nicht;

es könnte auch ein leiser Wink daraus hervorgehn — wenn etwa von einem Fehler an mir darin die Rede wäre — und so weiter. O ich denke wahrlich nicht ohne Fehler zu seyn, und habe den beßten Willen sie abzulegen. Nur — ob es denn an so einem Schriftsteller ist, sie mir zu sagen, und gedruckt vor aller Welt — hm — ist doch eine andere Frage. Demungeachtet soll mich Egoismus hier wahrlich nicht bestechen. Joseph II. und Friedrich der Große machten, daß auf sie gefertigte Pasquille noch recht gelesen wurden, und ich wäre dessen auch fähig. Genug für heute.

Man liefert hier den Aufsatz, um den es sich handelte, als erste Episode.

Der Kazik von Libahu.

Vor Atalibas Zeiten noch, gab es ein Ländchen in Südamerika, dessen Kaziken man lobte, seiner Güte, Milde und einfachen Sitte halber. Doch hatte er die Eigenthümlichkeit, in allen wichtigen Fällen lieber Ausländer als Eingeborne um Rath zu fragen, und nach ihren Meinungen zu handeln. Ausländer wurden auch vorzüglich

in solchen Aemtern bestellt, wo es auf Nachdenken über das Beßte des Kazikenthums ankam; sie empfahlen dann wieder Verwandte und Bekannte aus der Fremde, so daß nach und nach der bedeutenden Stellen, die Einländer bekleidet hatten, immer weniger vorhanden blieben. Unwesentliche, in denen sie nur den Geboten der Fremdlinge nachzuleben hatten, überkamen sie allein, und fand man hier bisweilen eine Ausnahme, konnten die Eingebornen nur in dem Maas einer höheren Beförderung entgegensehn, als sie Jener Wollen und Thun sich aneigneten, und in ihrem Geist walteten.

Hieraus entstand jedoch ein ungemein fremdartiges Walten. Libahu war in älteren Zeiten durch seine Dämme an den Meerküsten berühmt; seine tiefe Lage machte deren sehr feste nöthig. Man ersann auch in Libahu selbst, was hieher ziemte, besserte emsig daran. Nicht leicht wurde irgend eine fremde Einrichtung nachgeahmt, und zwar aus dem guten Grunde, weil man sie daheim vollkommener zu besitzen meinte; geschah es aber — bei sehr einleuchtendem Vortheil — einmal, ward das Hereingerufene dem innern Zustand doch sorgfältig noch, durch gewisse Veränderungen, entsprechend eingerichtet, und diese

Veränderungen konnten meistens als Verbesserungen gelten; denn man verstand sich in Libahu darauf.

Als der Kazik jedoch einen Fremdling um den anderen in wichtigen Aemtern bestellte, schlugen diese auch eine ausländische Einrichtung um die andere vor; und sie wurden verwirklicht, ohne viel zu bedenken, ob sie auch in Libahu an ihrem rechten Platze ständen.

Die Zahl dieser neuen Einrichtungen war im Anfang nicht groß, den älteren wurde jedoch ein schwerer Nachtheil damit zugefügt. Man wandte ihnen geringe Sorgfalt zu, die Verbesserungen, um welche es bei ihnen im Lauf der Zeit allerdings Noth that, blieben versäumt. So erblickte man sie, nach einer Reihe von Jahren, in einer ziemlich verwitterten Gestalt, es ließ sich befürchten, sie würden bei einem heftigen Sturm vom Ozean her, durchbrochen werden. Etliche Eingeborne konnten sich aus Vaterlandsliebe nicht enthalten, Erinnerungen und solche Vorschläge zu machen, nach welchen jene ihren Absichten gemäß zu verbessern wären. Nun gab es da inzwischen ältere Beamte, die zum Theil noch einen Stolz aus früheren Zeiten auf jene Dämme hegten, zum Theil gewohnt waren,

nichts daran geändert zu sehn. Der letzte Umstand hatte denn einen trägen Sinn bei ihnen angesiedelt, der mit jenem Stolz sich gattete, und den Neuerungen mit doppeltem Widerstand entgegen trat. Manchen dieser Alten fehlte es in der That auch an hurtigen Verstandeskräften, sie konnten nicht einsehn, daß jene Einrichtungen bei ihrem Stillstand sich verschlimmerten, und wie Noth da und dort eine schnelle Restauration that. Mit hochmüthiger Verachtung ließen sie jene Männer an; es wurde selbst gefährlich, etwas zum Nutzen des Vaterlandes vorzuschlagen.

Hiezu kam auch, daß Eingeborne von ihren eignen Mitbürgern Spott und Geringschätzung ernteten, wenn sie vor Nachtheil warnten, und anriethen, ihm vorzubeugen. Denn weil die Menge sah, daß sich der Kazik gern des Raths der Fremdlinge bediente, kam die Vermuthung auf: der Eingebornen Geist müsse doch zu leicht erfunden seyn. Das eigne Mißtrauen der Eingebornen zu sich war damit verwandt, und gar sehr vom Uebel.

In gewissen Beziehungen und Berichtigungen mit einem nachbarlichen Ynka, gerieth Libahu bald darauf nahe an den Rand des Untergangs. Die Unvollkommenheit seiner inneren Verfassung

bewirkte das Uebel; es würde zu weitschweifig seyn, alle Umstände zu erzählen. Nur so viel: es traf genau zu, was jene denkende Eingeborne geweissagt hatten.

Man hätte schier glauben sollen, der Kazik würde nun solche Eingeborne hören, denn Leute, welche treffend in die Zukunft sahn, bewiesen doch keinen verächtlichen Geist. Eigentlich wurden sie zwar in sofern gehört, daß eine Menge von den Einrichtungen, die sie vorlängst empfohlen hatten, nun ins Daseyn traten; doch gaben nun Andere vor, sie ersonnen zu haben. Jene blieben verhaßt, wurden es noch mehr als zuvor, weil die Umstände ihre und nicht die Meinung der vornehmen Diener des Kaziken rechtfertigten; der Kazik selbst erfuhr nichts von ihnen, oder seine nächsten Vertrauten schilderten sie ihm als unruhige Köpfe, unbrauchbare Abentheurer, ja wohl gar als dem mächtigen Ynka in der Nachbarschaft ergebne Verräther. Es war ein Glück für sie, daß in dem Kaziken ein edelmüthiger Sinn wohnte, und daß er nicht leicht den Stimmen des Leumunds glaubte, sonst hätte man Jene für ihre Vaterlandsliebe und erworbne Einsicht an Pfählen geröstet; eine vor alten Zeiten in Südamerika übliche Todesstrafe.

Es gelang endlich, durch entschlossenes Aufraffen, und über alle Erwartung glückliche Zufälligkeiten, die mächtig halfen, sich der schlimmen Lage zu entwinden, in die man bei den Zwisten mit dem schon erwähnten Ynka gerathen war. Empfindliche Folgen blieben freilich nach.

Jetzt schien es Zeit, ernstlich nachzudenken, was einst das Unheil hervorgerufen hatte, und nun Dämme, Schleusen, kurz die gesammten Wasserbauten so anzuordnen, daß man — so weit menschliche Voraussicht reichte — keinen neuen Durchbruch der wilden Seefluten besorgen durfte.

Es geschah nun auch, wiewohl in der Art, daß man einen Ausländer um den andern verschrieb, es zu ordnen; auch fanden sich deren ungerufen ein, indem sie wußten, daß Fremdlinge in dem Kazikenthum leicht ihr Glück machten.

Der Ober-Ausländer wollte — oder schien zu wollen — daß alle Dämme, Schleusen u. s. w. eingerissen, und von Grund auf neu, und nach einer anderen Weise gebaut würden. Nun fanden sich denn Wasserbaumeister in Menge ein, aus dem Lande Kati, dem Lande Thmel, dem Lande Open u. s. w. Einer wollte die Dämme, statt lang am Ufer hin, queer gebaut, Ein anderer nicht aus Stein und Erde, sondern aus Maha-

hagoniholz, noch einer die Schleusen mit elastischem Harz überzogen, und was dem mehr war.

Etliche Eingeborne sagten: Ein Umbau von Grund aus thut nicht Noth; er wird übermäßig viel kosten, und das Land erfuhr ohnehin so drückenden Schaden von den Ueberschwemmungen. Unsere Väter kannten wohl die rechten Stellen, wohin Dämme ziemen; manche sind schier noch unversehrt, andere bedürfen einer tüchtigen Ausbesserung. In so fern man beim Schleusenbau neue Vortheile ersonnen hat, ist es rathsam, die zu benutzen, wohl aber auch, genau zu prüfen, ob es in der That auch Vortheile sind, oder ob sie in der Einbildung nur ihren Wohnsitz haben. Einige leuchten ein, andere wieder nicht. Das erlebte böse Schicksal hing übrigens nicht daran, daß unsere Dämme und Schleusen nicht getaugt hätten, sondern daß Nachläßigkeit sie theilweise verfallen ließ. Und wenn es nun herzustellen, zu bessern, und mitunter auch dies und das neu zu bauen gilt, weshalb ruft man dazu stets Meister aus der Fremde her? Libahu ist ein Niederland, wo man seit grauen Zeiten über den Wasserbau nachgedacht und Erfahrungen gesammelt, ja einst noch schlimmeren Stürmen abgewehrt hat, als der war,

durch welchen neulich unsere Ebenen einem Ozean glichen. Da kommen nun Ausländer von Landen her, die gar nicht am Seeufer liegen; wohl von hohen Gebirgen; woher sollten die es denn besser verstehn? Werden die Einwohner von Libahu ohne Hirn in den Köpfen geboren? Wärs nicht auch billig, daß sie, welche die Kosten zu ihren Dämmen mittelst Abgaben herbeischaffen, auch, wenn das Meer überzutreten droht, ihr Leben in Gefahr setzen müssen, eher wie Ausländer bei den Bauten, oder anderen Einrichtungen Erwerb fänden; namentlich wenn sie Kenntnisse für solche Absichten darthun?

Gegen solche Ansichten kämpften die Ausländer nun um so heftiger, als sie auf den guten Rückhalt sich stützen konnten. Jeden Eingebornen, der nur meinte, irgend etwas von den alten Dämmen hätte getaugt, und nicht die neuen Entwürfe der Fremdlinge ohne Einschränkung aus vollen Backen pries, nannten sie einen Rine Pelu, was im Deutschen etwa ein Nachtmann heißen würde, auch wohl einen Ru, oder Diho, (so viel als Tropf und Einfaltspinsel.) Sie höhnten ihn auch als irreligiös, denn sie hatten dem alten Glauben des Landes an Sonne Mond und Sterne eine neue Gottheitsperson beigefügt,

welche Kutmuß hieß. Da Kut in der Sprache von Libahu die Zeit, und Mut einen Geist, Dämon, Kobolt bedeutet, so würde man das Wort allenfalls durch Zeitgeist geben können. Diesem Kutmuß bauten sie nun, auf Landes Kosten, einen weitläuftigen Prachttempel, ließen sein Bild täglich in Prozessionen umher tragen, und ein Gebot im Lande bekannt machen: daß Alles mit dem Kutmuß gehen sollte, und wer es unterließe, auch kein Zeugniß von den Priestern des neuen Gottes beizubringen vermöchte, daß er auf alle Lehren geschworen, welche sie im Namen desselben schon verkündet hätten und noch verkünden würden, sollte nie in Libahu ein Amt empfangen, oder sonst irgend eine Begünstigung hoffen dürfen.

Viele Einwohner scheuten es denn, Nine Pelu u. s. w. zu heißen, liefen in den Tempel, schwuren, fanden sich täglich bei den Prozessionen ein, und nannten ihre Landsleute, die es nicht thaten, jetzt voll Wuth und Grimm Nine Pelu. Es half, sie konnten nun Aemter erlangen, obwohl den entschiedenen Einfluß der Fremden nie.

Etliche Eingeborne blieben demungeachtet verstockt; namentlich solche, die früherhin be-

reits die große Ueberschwemmung geahnt, und solche Mittel angegeben hatten, die wohl sie hätten abwehren können.

Sie lachten über den neuen Tempeldienst, und sagten: was man bei dem Kuxmuß Gutes hört, war uns längst bekannt, eine Menge Albernheiten predigt man gleichwohl da auch, und bald wird die alte tüchtige Wasserbaukunst in Libahu untergehn, man Dämme und Schleusen erblicken, die sich wohl für das Land Paha, das Land Milmel, das Land Giga eignen; doch nicht für Libahu. Sie machten auch wohl Vorschläge, wie man die neuen Anlagen dergestalt ordnen könne, daß sie der Oertlichkeit anpaßten, der weise Geist der Alten und die Erfahrungen seitdem genützt würden; ja sie dachten wohl dem Kuxmuß in neuen Erfindungen weit voran. Wären sie nur Fremdlinge gewesen, hätten sie ohne Zweifel Gehör erlangt, dagegen waren sie Landskinder, und Nine Pelu obenein, so konnte es ihnen nicht freundlich ergehn.

Billig zu seyn, hat man aber doch zu bemerken, daß der Kuxmuß etwas Gutes gestiftet hatte. Denn hätten einst die Oberwasserbeamten gern die an Pfählen rösten laßen, welche Verbesserungsvorschläge einreichten, so war man dagegen

nun zum Verzeihen geneigt. Der Oberausländer — ein gütlicher, stattlicher, einnehmender Mann — hörte die eingebornen Erfinder ohne Zorn, und begnügte sich, statt aller Strafe, damit, ihnen nicht zu antworten. Das auch noch zu erwarten, wäre zu viel gewesen, denn er war auch ein sehr eifriger Anbeter des Kuxmuß und schritt bei den Prozessionen mit ihm fort, daß ihm der Athem hätte vergehn mögen. Es gab indeß Beispiele so weit getriebner Milde, daß er zu solchen Nine Pelu sagte: Kommt täglich zu der Tafel, wo man die Ausländer und Nicht-Nine-Pelu mit Glanz speis't; es soll Euch vergönnt seyn, die Brosamen aufzulesen, die von ihrem Tisch fallen.

Nun der Kazik starb endlich, und weil er seines löblichen Regierens halber so geliebt worden, mühte sich der Nachfolger in seine Fußtapfen zu treten, ja ihn, wo möglich, an Güte, Milde und Sorge für die Wasserbauten zu übertreffen. Er hielt wieder einen Oberausländer, und stiftete einen ganzen Rath von Unterausländern.

In sofern jedoch bei einem Sturme die See abermal verwüstend übertrat, wurde man inne, daß hie und da jener älteren Ausländer

Anlagen nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hätten. Was wollte man aber; der wird hienieden ja nirgend erreicht. Es mittelte sich inzwischen noch aus, daß, trotz aller Vorsicht, keine Eingeborne zu wichtigen Aemtern gelangen zu laßen, doch unter dem vorigen Kaziken hie und da welche noch sich eingeschlichen hatten. An ihnen lags, sagte man, vermuthlich heuchelten sie nur dem Kurmuß Anbetung, ohne vom Glauben an ihn durchdrungen zu seyn. Es bleibt nichts übrig, als noch mehr Weise aus der Fremde kommen zu laßen, damit jedes Amt, von nur irgend einem Belang, durch sie bekleidet werde.

Es geschah; Ober- und Unterausländer riefen Weise auf Weise herbei, die sie auch in ihren Vettern, Schwägern, ehemaligen guten Freunden, Buffons, oder unbezahlten Gläubigern fanden.

Nun half es den Eingebornen von Libahu auch nichts mehr, wenn sie täglich den Kurmuß anbeteten; denn wo hätte für sie noch ein offnes Amt oder irgend eine Begünstigung übrig bleiben sollen, da man so viele Weise unterzubringen, aufzumuntern, liebzukosen hatte? Nur die niedrigsten, von den Weisen billig verschmäh-

ten, Stellen durften sie einnehmen; und weil dazu eben keine göttliche Erleuchtung Noth that, unterließen sie nach und nach jenen Kultus, kamen aber auch dadurch bei den gebietenden Ausländern um so mehr in Verruf.

Der Mensch ist einmal gewohnt zu schließen, dabei giebts denn ein Weil und ein So. Lange schon hatte man in den nachbarlichen Ynkathümern und Kazikenthümern gesagt: Weil man in Libahu doch immer Fremdlinge ruft, und ihnen das Land zu verwalten giebt, so müssen die Einwohner doch Tröpfe seyn.

Der Mensch glaubt aber auch endlich, was ihm oft wiederholt wird. Die Eingebornen hörten von jenen Sagen, ihre Fürsten bekräftigten ihre Ueberzeugung der Wahrheit durch ihr Handeln, so zweifelten Jene zuletzt auch nicht mehr und sprachen: Wir sind Tröpfe.

Der nunmehrige Kazike starb auch, und weil er so löblich regiert hatte, suchte der Nachfolger abermal in seine Fußtapfen zu treten. Die Liebe zum Ausland blieb folglich immer so im Zunehmen, als die Verachtung der Eingebornen.

Hin und wieder sagten doch Einige der Letzten: Sind wir dumm, so schuf uns nicht die Natur so, unsere Fürsten haben uns dazu gemacht.

Andere meinten: der Kazik dürfe bei dem Allen wohl thun, wenn er seine Landeskinder hörte. Könnten sie nicht solcher Weisheit sich rühmen, wie die Ausländer — mit der es gleichwohl bisweilen auch nur so so stände — trügen sie dagegen ein Herz in der Brust, für die Heimath, worin sie geboren, für den Fürsten, mit dem sie aufgewachsen wären; und so ein Herz sei auch wohl so viel werth, als eine nicht sonderliche Weisheit. Man könne nicht wissen, ob nicht einmal Zeiten nahten, wo die Noth um Herzen rief, und der Kazik nicht deren finden würde.

Man lachte über das einfältige Geschwätz. Uebrigens war auch nur eine sehr geringe Zahl noch fähig dazu; längst konnte die Menge nichts mehr, als die Aufzüge der Fremdlinge staunend angaffen, und wenn neue eintreffen sollten, ihnen jubelnd entgegen zu eilen, und mit Ehrenbezeugungen sie einzuholen.

Endlich ereigneten sich indeß gar seltsame Dinge. Eine gute Zeit hatten die Kaziken von Libahu mit den nachbarlichen Fürsten in zärtlicher Freundschaft gelebt, denn sie waren zärtlichen Gemüths. Sie starben jedoch, und neue bestiegen die Throne, welche ihre eignen Gesinnungen hegen, nicht die ihrer Väter annehmen

wollten. Nun war es freilich um die alte Zärtlichkeit gethan.

Und da gab es einen mächtigen Ynka, dem Libahu gefiel, er meinte, es könne ihm seine Lande fein runden. Er beschloß, es jenen einzuverleiben. Auf eine kurze Weise den Zweck zu erreichen, trat er mit dem Ausländerrath in Libahu in heimliche Unterhandlung. Er verhieß iedem Gliede nicht allein den fortdauernden Besitz seiner Stelle, sondern auch noch artige bunte Federn auf der Mütze, und Halsgehänge von Korallen und Muscheln. Dagegen sollten sie bewirken, daß ihn das Volk in Libahu zu seinem Kaziken ausriefe. Zu ihrer Unterstützung wollte er eine Zahl Steinwerfer und Keulenschläger senden.

Die Männlein erwogen, daß große Reiche zu den Entwicklungen des Kuxmuß gehörten, daß Jeder, den nicht der Name Nine Pelu schänden sollte, rüstig mit dem Kuxmuß fortzuschreiten habe. Sie bereiteten also die Menge nach und nach vor, und sehr natürlich war es, daß da, wo alles Ausländische immerfort gepriesen wurde, auch die Aussicht, einen ausländischen Kaziken zu erhalten, nichts Abschreckendes mit sich führen konnte.

Die Steinwerfer und Keulenschläger langten an, Jene befahlen dem Volk, den Ynka auszurufen, und es geschah.

Nun eilte der Kazik bestürzt unter das Volk und hielt eine bewegliche Anrede, forderte es auf sich zu waffnen, die fremden Söldner zum Lande hinauszuschlagen. Es war umsonst.

Ein gebückter Greis trat endlich aus der Menge und sprach: Guter Kazik, Du hast die Ausländer ja über Dein Volk gesetzt, daß sie ihm geböten, und das Volk gehorche. Wundre auch Dich nicht, wenn es nun einen Herrscher aus der Fremde begehrt, da ihm solche Neigung zum Fremden eingeprägt worden. Schon wie Dein Großvater noch lebte, sagte ich: Geht das mit den Ausländern so fort, wird es kein gut Ende nehmen. Denn wenn ein Vater seine Kinder — —

Hier ging der Makulaturbogen zu Ende, auf welchem man vorstehende Geschichte bis hierher las.

Warner.

Diesen Aufsatz hatte Warner in eine auswärtige Zeitschrift rücken laßen, und noch kühn mit seinem Namen unterzeichnet.

Zweite Woche.

Am nehmlichen Tag der zweiten Woche nahm Alles wie zuvor seinen Platz. Man überhebt es sich, fortan noch der kleineren Kabinetsartikel, an zugewilligten und verneinend beschiednen Ansuchungen, genehmigten ministeriellen Verordnungen, unterschriftlichen Sanktionen neuer Edicte und Patente, beigelegten Titel u. s. w. Erwähnung zu thun, zählt nur auf, was den Prinzen Stephan zugleich beschäftigte.

Rath. Befohlne Ausmittelungen über die Wittwe des Kammerdirektor von Schmatz —

Herzog. Meine Gemahlin hat die Tochter als Hofdame bestätigt. Nun das Mädchen ist von guter Geburt, nicht ohne feine Bildung, Zeugnisse über tadellos sittlichen Wandel, eben so über einen gestifteten deutschen Jungfrauenverein zur Pflege verwundeter Soldaten und Invaliden sind beigebracht. Was verlautet über die Mutter?

Rath. Ihre Dürftigkeit attestirt der General Trägau, dem sie bei ihren Mühen um die Feldspitäler bekannt wurde. Ein Empfangschein des Lazarethdirektors über dreihundert und zwanzig Portionen eingesandter Rumfordschen Suppe,

wie acht und zwanzig Pfund Charpie liegt bei; auch ein anderer vom Befehlshaber des gelben Husarenregiments, über hundert Stück wollene Bauchbinden. Das collegium medicum hat auch ein vortheilhaftes Gutachten über die Heilsamkeit jener Bauchbinden, auf Verlangen, ausgefertigt.

Herzog. Ha, ha, ha! — Doch guter Sinn und Wille allerdings, und nicht patriotische Worte allein, That. Leicht hat die Frau sich dabei über ihr Vermögen angegriffen. Und ihre sonstige Moralität?

Rath. Ein Zeugniß vom Hofprediger, nach welchem sie alle drei Monate das heilige Abendmahl empfing, und er nimmer Unchristliches von ihr hörte; ein zweites vom Minister des Obern, daß sie zur neu gestifteten Bibelgesellschaft zwölf Cansteinische Exemplare schenkte; noch eins vom Armendirektorium, daß sie ein Findelkind aufgenommen, und es bereits fünf Jahre auf alleinige Kosten erzieht —

Herzog. Ah — muß doch eine würdige Frau seyn. Anwartschaft auf die nächst ledige Pension.

Rath. Eben ist eine von Sechshundert Gulden erledigt.

Herzog. Der Schmatz! Und meiner Gemahlin geschrieben; es würde mir angenehm seyn, wenn sie auch das Frauenkreuz ihr ertheilte.

Rath. Sehr wohl!

Herzog. Weiter!

Rath. Nähere Berichte über den Rittmeister Sollner. General Trägau bittet, ihn mit einem neuen Gutachten über den Rittmeister gnädigst zu verschonen, weil, dafern es unvortheilhaft klänge, es den Anschein haben würde, als sei der General persönlich wider ihn eingenommen.

Herzog. Gut!

Rath. Er bäte vielmehr, dem Rittmeister so viel Gnade widerfahren zu laßen, als die Umstände zugäben —

Herzog. Brav!

Rath. Vom corps de genie —

Herzog. Mir das wörtlich vorgelesen.

Rath. (ließt von einem Papier:) Auf höchsten Befehl Seiner Herzoglichen Durchlaucht, bezeugen wir unterschriebne, zur Untersuchungs-Commission ernannt gewesene, Offiziere, nach Pflicht und Gewissen: daß von den eingereichten Verbesserungen und sogenannten Erfindungen des Rittmeisters Sollner im Leibdragonerregiment, nichts anwendbar und tauglich anerkannt wor-

den, müssen auch hinzufügen: daß sich erwähnter Rittmeister bei den Untersuchungen anmaaßend betragen, die Aussprüche praktisch erfahrner Sachkundigen nicht gebührend geehrt, vielmehr sie hartnäckig zu bestreiten fortgefahren hat. Des zu Urkund —

Herzog. (sieht ins Blatt.) Unterschrieben vom Ingenieroberſten, einem Hauptmann, zwei Lieutenanten — ei, ei! Sollten die es nicht verstehn, den jungen Mann nicht an Einsicht übertreffen? Feindlicher Wille läßt sich doch nicht denken, zumal bei allen Vieren — ei, ei!

Rath. Vom Brigadier —

Herzog. Auch vorgelesen.

Rath. (lies't.) Mir Unterzeichnetem ist während dem Kriege nicht bekannt geworden, daß der Rittmeister Sollner seinen Dienst sollte vernachlässigt, oder nicht tapfer gefochten haben. Mir ist nur zu Ohren gekommen: daß er des Obersten von Wundenfeld besonderer Günstling war, und durch seine Empfehlung —

Herzog. Günstlingsschaften waren mir stets verhaßt. Darum also verwandte sich der Oberst so — befremdet mich — war sonst ein wackrer Mann. Hm — von Auszeichnungen also nicht die Rede; leistete der Rittmeister seinen

Dienst und war muthig vor dem Feind, that er nur seine Schuldigkeit. Und was urtheilen die Kameraden?

Rath. (lies't.) Wir unterzeichnete sämmtliche Offiziere der herzoglichen Leibdragoner, erklären einmüthig: wie der Rittmeister Sollner eine zu kurze Zeit noch im Regimente stand, als daß wir über seine Fähigkeiten und Moralität ein gnügendes Zeugniß ablegen könnten. Zudem pflegte er ein abgesondertes Leben zu führen, so daß ihn, außer dem Dienst, seine Kameraden wenig sahen."

Herzog. Klingt doch nirgend vortheilhaft. Abgesondertes Leben — wie ist das gemeint? Verschweigt man etwa noch? Fehlende Liebe der Kameraden bleibt immer doch kein Zeichen, das — das —

Hier nies'te Prinz Stephan in seinem Winkel, hatte zu vielen spanischen Toback genommen. Der regierende Fürst drehte sich um, und fragte: Wollten Ihr Liebden etwas sagen?

Bitte um Verzeihung, antwortete der Prinz; Ihr Durchlaucht haben mir Schweigen aufgelegt, und ich mir auch selbst.

Herzog. Machen wir eine Ausnahme. Sie sind General. Wie scheint Ihnen das Ur-

theil der Offiziere? Nicht auch räthselhaft?

Prinz. Allerdings; die Lösung könnte gleichwohl vortheilhaft seyn. Ein Kamerad ist nicht beliebt, wenn er sich von den lustigen Zirkeln der Uebrigen absondert. Wie, wenn er die müßige Zeit lieber mit Studien auf seinem Zimmer hinbrächte?

Herzog. So ließe es sich wohl deuten, mein guter Prinz, doch trügt auch der Schein oft. Und alte wie junge Offiziere haben unterzeichnet.

Prinz. Das Leibdragonerregiment hatte zeither nur adliche Offiziere; Sollner ist der erste hier eingestellte bürgerliche —

Herzog. Ei, ich kann nicht vermuthen, daß Alle noch so weit zurück wären — überdem fragte ich gestern noch den Obersten des Regiments um Sollner, die Antwort hieß: er ist ganz brauchbar, doch gestattet er sich bisweilen vorlaute Bemerkungen. Auch ist zu glauben, daß er heimlichen Ausschweifungen nachhängt, denn er hat Schulden, ist neulich darum bei mir verklagt. Diesen Umstand bemerkt auch die Conduitenliste, welche ich nachsah.

Prinz. Ich schweige.

Herzog. Nein, es spricht zu viel gegen

ihn. Das Kriegsgericht soll befehligt werden; doch von einem andern Regiment, damit Alles unpartheiisch zugeht. Die unvortheilhaften Zeugnisse nicht zu den Akten; wären sie günstig gewesen, hätten sie dazu gesollt, um einen Offizier, der nach Kenntnissen strebt, möglichst zu vertreten. Weiter!

Rath. Zeugnisse über den Grafen Sapiaski.

Herzog. Die von Trägau, und dem commandirenden General im *** schen Dienst las ich schon.

Rath. Vom corps de genie, einer Eingabe willen, betitelt: Memoiren über meine siebenjährigen Feldzüge.

Herzog. Ist eine Commission ernannt?

Rath. Auf Betrieb des Ministers, aus zwei Ingeniör- und zwei Reuteroffizieren.

Herzog. Ist das Gutachten kurz?

Rath. Wenige Worte.

Herzog. Gelesen!

Rath. (lies't.) „Wir —"

Herzog. Gleich zur Sache!

Rath. „Nach Pflicht und Wahrheit, daß aus des p. Sapiaski Denkschrift ein heller Kopf, der zuvor mit vielen theoretischen Kenntnissen gerüstet, die wichtigen praktischen Erfahrungen

langer Feldzüge, in denen er so manchen Schlachten, Scharmützeln, Vorpostengefechten beiwohnte — "

Herzog. Doch zu weitläuftig. Das Ende.

Rath. „Eben so scheinen uns die eingestreuten Bemerkungen über Verbesserung des Cavalleriedienstes ungemein richtig und anwendbar, deshalb einer näheren Prüfung werth, und —"

Herzog. Genug! Doch nicht zu vermuthen, sie hätten das nur aus Freundschaft geschrieben. Er war nicht lange hier, konnte nicht Freunde erwerben.

Rath. Vom * * *schen Gesandten an Ihr Durchlaucht Hofe —

Herzog. Laßen sie hören!

Rath. (lies't.) „Ich bezeuge, daß im ***schen die Familie der Grafen Sapiaski angesiedelt, und unter die angesehenern und reichern gezählt ist. Der Herr Major ist mir dagegen von Person nicht bekannt."

Herzog. Doch also eine gute Familie, eine reiche Familie. Erziehung verräth auch sein Aeußeres.

Rath. Von Ihr Durchlaucht Gesandten am * * *schen Hofe, an den geschrieben worden.

Herzog. Nun?

Rath. (lies't.) „Was ich über den Grafen Sapiaski, sonst Adjutant des verstorbenen Generals * * * in Erfahrung bringen konnte, gereicht zu dessen ausnehmenden Lobe."

Herzog. Schon daß ihn der General * * * zum Adjutanten wählte. Nichts mehr; ich kann bei einem Gegenstand mich so lange nicht aufhalten.

Rath. Sonst ist auch noch ein rühmliches Zeugniß der Offiziere des * * *schen Regiments da, bei dem er früher diente.

Herzog. Sogar die Offiziere des Leibdragonerregiments sind schon für ihn eingenommen; der Oberst bezeugte es. Im Anfang fiel es mir auf, daß Trägau mit so großer Wärme sich für ihn einlegte; von allen Seiten geht aber doch Bestätigung ein, und da hat der General recht, dem Heer ein gutes Subjekt nachzuweisen. Sapiaski hat die Eskadron, das Patent soll ausgefertigt werden.

Rath. Sehr wohl!

Herzog. Weiter!

Rath. Belege über des Schulrath Heilger Fähigkeiten und sittlichen Wandel. Erstens von allen vier Ministern.

Herzog. Allen? Er streift doch nicht in jeden Bereich.

Rath. Hat eine Schrift über Geblütung und Gemüthung deutscher Fürstenbuben allen Ministern gegeben, ihre Meinung zu hören, ehe er sie Ihr Durchlaucht unterthänigst einreichte.

Herzog. Das klingt ja — was heißt das?

Rath. Der Heilger gehört zu unsern Sprachreinigern und Verbesserern. Nach ihm soll Bube ein älteres und löblicheres Wort seyn, als Knabe —

Herzog. So? Sonst hätt ich gefragt: warum der Grobian nicht Fürstensöhne schrieb. Aber Geblütung, Gemüthung, wie soll ich das verstehn?

Rath. Hier ist die Schrift. Aus dem Motto auf dem Titelblatt geht die Meinung einigermaaßen hervor —

Herzog. Nun?

Rath. Turnen macht Blut gut,
Gut Blut's dem Muth thut,
Saft, Kraft und Gemüthe,
Schafft Bübleins Güte,
Kühre die Turn,
Wirst Siegfried von Hurn,
Das was ihr Geist heißt,

Wohl auf dem Tien kreis't;
Daß ihr es wißt,
Gelobt sei Herr Christ!

Herzog. Zum Letzten Amen, sonst hätt ich Lust zu sagen, der Schulrath wäre ein Narr. Doch was urtheilen die Minister?

Rath. Minister Haßler schreibt: ob er gleich im eigentlichen Erziehungsfach keine Stimme habe, scheine ihm die Schrift doch sich von allem ältern Schulzunftzwang loszuwinden, und so einer freieren, zeitgemäßen Entwicklung die Bahnen zu öffnen.

Herzog. Also doch dafür?

Rath. An Formen, setzt er hinzu, dürfe sich Niemand dabei stoßen; das Ungewöhnliche sei im Anfang nimmer beliebt, allem Ungewöhnlichen bereite Philistersinn Hindernisse, deutsche Kraft aber würde schon wie ein Simson sich hindurchschlagen, und der Zeitgeist ihr Waffen leihn.

Herzog. Klingt auch seltsam; als ob der Zeitgeist mit Eselskinnbacken waffne. Doch Haßler ist ein Mann von durchdringendem Verstand, seinem Urtheil gebührt Achtung.

Rath. General Trägau bezeugt, daß Leibesübungen allerdings jungen Prinzen eine passende Vorbereitung zum Kriegsleben wären, nur

müsse auch das Dienstreglement darüber nicht versäumt bleiben.

Herzog. Haben die Prinzen nicht ohnehin Leibesübungen? Sie lernen fechten, tanzen, reiten, empfangen jetzt sogar im schwimmen Unterricht. Was sollen sie noch auf Mastbäume klettern?

Rath. Die Schrift hält besonders darüber, behauptet, es erzeuge einen strebenden Höhensinn, mit Religion nahe verwandt.

Herzog. Nein, das sollen sie nicht. Meine Gemahlin gäb es auch nicht zu, fürchtete, die Prinzen brächen den Hals. Können ohne Mastbaum religiös seyn.

Rath. Graf Hohlburg ist am meisten für den Erziehungsplan erwärmt, nur tadelt er —

Herzog. Tadelt er doch etwas? Zu mir hat er immer mit einem fast schwärmenden Enthusiasmus von dem Schulrath gesprochen.

Rath. Den Ausdruck — Fürstenbuben.

Herzog. Ihn tadle ich auch.

Rath. Verzeihen Ihr Durchlaucht, daß ich vortragen muß, wie —

Herzog. Versteht sich ja von selbst. Nur fort!

Rath. Graf Hohlburg will an seiner Stelle

Fürstenjungen. Junge wäre ein mehr freundlich Wort, mahne lieblich an Jugend. Der Schulrath hat jedoch in seiner Schrift bemerkt: das Wort Jugend müsse aus teutscher Zunge hinausgebannt seyn, weil es von juventas ure.

Herzog. So reindeutscht ihr und — doch weiter!

Rath. Minister Leichtstädt schreibt: Wenn man ächt altdeutsche Prinzen erziehen wolle, schienen ihm ächte Mittel zu diesem Zweck hier aufgezählt.

Herzog. Ja — was heißt ächt altdeutsch? Ganz das Ideal zu erreichen — kann man nicht wollen; der Zeitgeist ruft bei dem Allen so laut darum. Die Minister insgesamt also — mir gnügt aber nicht an Individuen, ich will Corporationen, die nach Eid und Dienstpflicht reden.

Rath. Der Heilger hat seine Schrift auch dem Consistorium, und der, vom Minister Hohlburg niedergesetzten, Schulcommission eingesandt.

Herzog. Festigkeit zeigt er wirklich, muß doch überzeugt seyn, daß seine Ideen — nun, was verlautet da?

Rath. Das Consistorium rühmt den from=

men, tiefgemüthlichen Sinn, der auf jedem Blatte hier athme.

Herzog. In der Schloßkirche sah ich den Schulrath auch jeden Sonntag.

Rath. Die Commission sagt: Wenn man Prinzen nach solchen Entwürfen ausbildete, würden auch einmal Teuts Gauen wahre Fürsten sehn, wahre deutsche Helden, und Volkesväter; Herrmanns und Theodorichs Seelen würden aus ihrer Lichtwelt freudig niederblicken, alle schmähliche schändliche Franzosenthümlei, oder Verwällischung enden, von der lange Zeit teutsche Fürsten Unglimpf und Sittenverderb auf den Thronen ausgegangen sei.

Herzog. Hm — ich empfing auch einst von einem französischen Gelehrten Unterricht, kann doch nicht sagen, er habe mich zur Sittenlosigkeit verlockt — so viel bleibt wahr: der Zeitgeist ist bisweilen ein ziemlich grober Gesell, und im gepredigten Haß kann ich auch eben sein ächtes Christenthum nicht entdecken. Ich weiß zwar: es soll auf einer Seite Kraft, offnen Biedersinn, redliche Einfalt andeuten, aber — sie übernehmen, vergreifen sich gar oft darin. (zu Prinz Stephan gewandt.) Ich wette, Ihr Liebden haben bei dem letzten Vortrag im Stillen gelacht.

Prinz. Ich kann es nicht läugnen.

Herzog. Sie wollen aber auch nicht mit dem Zeitgeist fort. Und was ist am Ende besser, dem Guten zu viel oder zu wenig thun? Zurückbleiben taugt nun gar nicht, und Hasler sagt mit Recht, daß man sich an Formen nicht stoßen, sich mit dem Ungewöhnlichen vertrauen müsse. Sonst kann Neues und Gutes nicht werden. Ich läugne auch nicht, daß ich Mühe fand, das Lachen zu bergen, als mir Hohlburg den Schulrath Heilger vorstellte. Die schwarze Kasake, der bloße gelbe Hals, der Kragen mit seinen Zipfeln, das lange, übelgeordnete Haar fielen mir außerordentlich auf; doch seit ich jeden Sonntag ihn in der Kirche sah, gewöhnte ich nach und nach mich an den seltsamen Anblick. Kräftig, bieder, offen erscheint der Mann doch wirklich; und sollen wir die Tracht der Väter nicht in Ehren halten? Solche Dinge haben mehr Seiten, und tönt nun von allen Seiten ihr Lob her, so — doch wir haben erst die Schrift besprochen, die ich auch mit aller Aufmerksamkeit lesen werde; aber des Heilger Moralität, sein bisheriges Privatleben — darüber will ich die unverdächtigsten Beweise; es gilt meine Kinder.

Rath. Der verstorbene Consistorialrath

Gern, welcher den Heilger bei seinen Kindern als Erzieher angenommen, hat ein Zeugniß hinterlaßen, das seinen frommen Wandel erhebt.

Herzog. Hör ich von dem Gern, schaudre ich noch, der Tochter halber.

Rath. Minister Trägau erweiset: daß, obschon kein Eingeborner, der Schulrath bei dem heiligen Kampfe gegen Frankreich, Ihr Durchlaucht Truppen freiwillig gefolgt sei.

Herzog. Brav!

Rath. Graf Hohlburg nennt ihn als den, welcher ihm den ersten Gedanken der neugestifteten Bibelverbindung erweckt habe. Eigens gründete Heilger aber die reinteutsche Gesellschaft, welche ihm eine, von allen Mitgliedern unterzeichnete, Bescheinigung über seine Ehrbarkeit, Ehrsamkeit, Ehrenfestigkeit, löbliche Zucht und treue Einfalt ausstellt. Ferner nennt ihn die Anstalt der vorzeitlichen Liebesmahle ihren Urheber —

Herzog. Die Hohlburg so rühmt? Ich mag solche Gesellschaften nicht verbieten, sehe aber ihren erheblichen Nutzen auch nicht ein.

Rath. Die Anstalt legte ihm die Namen des barmherzigen Samariters und demüthigen Fußwäschers bei.

Herzog. Was heut zu Tage nicht Alles aufkömmt.

Rath. Endlich haben auch alle Knaben der, mit Leibesübungen verbundnen, Schule, an deren Spitze er steht, ihrem tugendbelobten Meister ein Dankbrieflein übermacht, welches Graf Hohlburg zu den übrigen Papieren legte. Die älteren grüßen ihn darin ihren Schmid Mimers Gesellen, als welcher lehrt, den Amboß in die Erde schlagen, und mit Recken- und Lindwurmblut harnischen, ihren Gutsmuths für Leib und Seel; die jüngsten ihren Heiland, welcher spricht: Laßet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht.

Herzog. Oho, nicht allzuviel! Nun — ich werde noch die Schrift lesen, und in künftiger Woche resolviren. Zwar ist kaum noch zu widerstehn, bei all dem Lob, Preis und Ehr, ich mag indeß auch hier platterdings nichts übereilen. Weiter!

Rath. Minister Hastler führt neuerdings Beschwerden über den Finanzrath Reinert, schlägt vor ihn zu pensioniren. Es ist aber auch eine Eingabe des Reinert da, worin er bittet, im Amte gelaßen zu werden, da er noch bei guten

Kräften sei, und von dem schmalen Jahrgeld nicht sieben Kinder würde erziehen können.

Herzog Ueber den Reinert war so oft schon Klage, und ich bleibe noch immer geneigt, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten. Und Haßlers neue Beschwerden?

Rath. Der Rath widersetzt sich allen Neuerungen —

Herzog. Allen? Das ist Booksbeutelei. Bei diesen und jenen ist wohl ernste Erörterung nöthig, und darum mir schon lieb, wenn der etwa zu hoch fliegenden Kraft eine hemmende zur Seite bleibt.

Rath. Der Minister schreibt: Reinert lähme durch seine nichtigen leeren Einwendungen allen Fortgang —

Herzog. Allen? Das wäre zu arg!

Rath. Ueber den Wortschwall, mit dem er, gewöhnlich als laudàtor temporis acti auftretend, neue Ideen bekämpfe, gingen manche Vormittage hin, ohne daß die nöthigsten Geschäfte darüber aus der Stelle rückten. Auch dürfe nicht befremden, wenn er mit immer falschen Ansichten und Meinungen erschiene, indem ja die Finanzwissenschaft nicht sein Fach, er vielmehr ein Rechtsgelehrter sei.

Herzog. Hm — das gefällt mir doch nicht; das Für und Wider soll geprüft, die zeitgeistige Entwicklung aber nie gelähmt werden. Reinert stand erst beim Justizkollegium. Weshalb kam er um sein Amt?

Rath. Ein heftiger Streit mit dem verstorbenen Justizminister —

Herzog. Nun besinn ich mich. Der Baron Wildfeld hatte seinen Bedienten erschossen. Es hieß: auf der Jagd, von ungefähr. Ihm wurde für die Unvorsichtigkeit ein Jahr Festungsstrafe zuerkannt. Reinert opponirte, stellte vor: der Baron sei als ein heftiger, unmoralischer, seine Untergebenen tirannisch mißhandelnder Mann bekannt; und so ließe aus um so triftigern Gründen sich auf einen vorsätzlichen Mord im Jähzorn schließen, als nicht wahrscheinlich sei, daß ihn der Bediente — ein Jäger war es nicht — auf der Jagd begleitet habe. Wäre dem so, müsse der Baron als Todtschläger sterben, da es sich iedoch nicht durch Zeugen ausmittle, wenigstens lebelang zum Gefängniß verurtheilt seyn. Das schien nun freilich zu hart, wenn der Baron dennoch unversehens den Bedienten getödtet hätte, was doch, troz seiner anderweitigen Gemüthsart, möglich blieb. Der Reinert handelte

so gegen die Unterordnung, daß er dem Minister in voller Session sagte: er verträte den Baron nur darum so eifrig, weil es sein Vetter sei. Nun kam er um seine Stelle; weil ich jedoch urtheilte: Reinert möge wohl nicht ganz unrichtig vermuthen, auch sein ernstes Halten auf Gerechtigkeit mir nicht mißfiel, machte ich ihn zum Postmeister in der Hauptstadt, damit er doch zu leben hätte. Bald gerieth er aber auch hier in Zwiste mit Leichtstädt, damal Polizeidirektor. Leichtstädt verlangte, der Postmeister sollte ihm alle Briefe heimlich aushändigen, die von Paris kämen und dorthin gingen, auch wohl andere noch; er hatte ein Werkzeug, womit sie ohne Verletzung des Siegels zu öffnen waren. Nun — Leichtstädts Zweck — aber freilich das Mittel nicht — konnte man billigen. Reinert widersetzte sich, behauptete: was der Post anvertraut wäre, müße heilig seyn, und er würde jenem Verlangen nicht anders nachleben, als wenn der Herzog ihm es ausdrücklich geböte. Allerdings konnte ich so was nicht befehlen, zürnte auf Reinert, urtheilte: er conservire doch sich nirgend. Und nun ward er mir so viel als ein schlechter Deutscher, ein französisch Gesinnter bezeichnet, daß ich ihn endlich absetzte. Da trat

er mich selbst an. Das offen redliche Auge, die männliche Haltung nahmen mich wieder für ihn ein. Er sagte freimüthig: Jetzt ist Alles zum Glück Deutschlands ausgeschlagen, und ich preise die Fügung; gleichwohl hätte es sich anders ereignen, Napoleon die Oberhand behalten können. Wäre ihm dann hinterbracht — und solche Dinge werden leicht entdeckt — was hier geschehen sei, während Ihr Durchlaucht mit ihm verbündet waren, hätte es schwere Folgen nach sich ziehen können, und dazu mochte ich als ein treuer Diener meines Fürsten nicht die Hand bieten. Ja — dies fand ich auch nun wahr und recht, mochte zudem einen Hausvater mit sieben Kindern nicht dem Hunger preisgeben. So befahl ich, er sollte beim Finanzkollegium angestellt werden, hoffte zugleich, ein gelehrter Mann, ein Mann von Geist, eigne sich leicht einen neuen Wirkungskreis an. Gleichwohl ist möglich, daß er nicht dorthin paßt, und ich muß schon die Bürde dem Minister abnehmen. Darben soll mir hingegen Reinert nicht, und brauchbar ist er, das weiß ich, nur den rechten Platz für ihn ausgemittelt. Ist denn eben keine Vakanz?

Rath. Der Polizeidirektor, nach dem Minister Leichtstädt ernannt, ist gestorben.

Herzog. Leichtstädt schlug einen Hofrath Fell gestern dazu vor. Ich habe noch nicht verfügt. Ist der Hofrath ein Ausländer oder Eingeborner?

Rath. Aus Leipzig.

Herzog. Leichtstädts Landsmann. Vielleicht rühmt er ihn darum so. Man soll nicht sagen, daß ich Allenthalben die Ausländer vorziehe. Reinert sei Polizeidirektor, so behält er Brot und Hastler ist zufrieden gestellt. Ausgefertigt!

Rath. Wohl!

Herzog. Es wird bereits spät. Was giebts noch?

Rath. Sattler Still bittet, ihm seine Forderungen auszahlen zu laßen.

Herzog. Alles zum Kabinet. Warum geht er die Behörde schon wieder vorbei? Hat mir schon selbst ein Memorial übergeben. Der Minister des Innern verfügt die Zahlungen.

Rath. Der Bittsteller schreibt: er empfinge entweder keine Antwort vom Minister, oder sie lautete: es wäre kein Geld da.

Herzog. Hastler ist der arbeitsamste von meinen Ministern, läßt sicher nichts liegen. Will der Mensch etwa gar ihn bei mir verläumden? Daß überall in den Kassen das Geld fehlt,

ist

ist wahr, und ich habe keine Potosi, kein Mexico. Der Sattler muß Geduld haben. Er war im Kriege Lieferant für die Reuterei, und diese Art von Leuten hat sich wohl vorgesehn, daß sie nicht zu kurz kam. Es giebt nöthigere Befriedigungen. Uebrigens die Supplik an Hasller remittirt.

Rath. Wohl!

Herzog. Weiter!

Rath. Der Bankier Schmuggel bittet um ein Monopol auf Seidenwaaren für sechs Jahre, und ihre Einfuhr so lange verboten.

Herzog. Ha! ha! ha! Monopol, Einfuhrsperre; das liefe ja den bessern Grundsätzen rein entgegen, welche der Zeitgeist über unbedingte Handelsfreiheit aufstellte. Ha! ha! ha! Dem Minister des Innern remittirt, er wird den Herrn Schmuggel bescheiden, daß er sich wundert. — Ich dachte heute noch über den Warner zu verfügen, las aber, vor angehäuften Geschäften, den Aufsatz noch nicht, blickte nur flüchtig hinein. Die Sache geht mich an — wohl nicht zu genau kann ich da verfahren — haben sie um den Warner anderweitige Erkundigungen eingezogen?

Rath. Wo es nur möglich war, da Ihr Durchlaucht es so geboten.

Herzog. Was ist es für ein Mensch, was sagt der öffentliche Ruf von ihm?

Rath. Gutes und Schlimmes; manche Stimmen loben, viele tadeln ihn.

Herzog. Viele tadeln ihn also?

Rath. Bitte um Verzeihung, gnädigster Herr, ich wollte kein Gewicht auf die Mehrzahl legen; es kann auch zufällig seyn, wenn mir das Nachtheilige öfter zu Ohren drang.

Herzog. Was treibt er, wovon lebt er?

Rath. Er ist ein privatisirender Schriftsteller.

Herzog. Hm — denen sagt man nicht oft Gutes nach — doch waren nicht auch Rousseau und Voltaire privatisirende Schriftsteller? Die gelten freilich nicht mehr — und ich weiß auch nicht recht warum. Mir ist bei dem Allen, als hätte ich von dem Warner gehört: er sei nicht ohne Kenntniß, nicht ohne Talent. Nun weshalb suchte er kein Amt nach?

Rath. Er hat es gethan, ist jedoch bei den Behörden abgewiesen.

Herzog. So? da müssen seine Gaben und sein Erlerntes doch unzulänglich erfunden seyn.

Wie kann ich anders schließen; ob ich schon gern glaube, daß viele meiner Beamten mit unzulänglichen Gaben und Erlerntem dastehn. Wie kann ich da gleichwohl anders verfahren, als daß ich meiner Behörden Prüfung und Zeugniß achte? Oder sollt ich Jeden, bis zum Thorschreiber hinab, selbst examiniren?

Kann seyn, daß Seine Durchlaucht die letzten Bemerkungen hinzufügten, weil Prinz Stephan eben in seinem Winkel mit dem Stuhl gerückt, und fleißig in die Schreibtafel notirt hatte, als der regierende Fürst sich nach ihm umgesehn. Letzterer fuhr fort:

Was schreibt der Warner denn?

Rath. Es ist ein sogenannter Belletrist.

Herzog. Aha die Belletristen! Verslein in Musenalmanachen, schlüpfrige, den Sitten nachtheilige, Romane, boshafte Satyren und Epigramme, derlei geht von ihnen aus. — Daß ich aber auch nicht ungerecht bin; gute Poesie kann wohl das Gemüth veredeln, und Graf Hohlburg sagte neulich: Das Lebensmahl tischt uns der schmalen und magern prosaischen Bißlein genug auf, wir müssen, so oft es seyn kann, uns an die Tafel der göttlichen Kost setzen. Auch der Romanenschreiber vermag zu nützen,

wenn er einem moralischen Ziele nachstrebt. Sogar der Satyriker, wenn er den Lastern und Thorheiten die Spitze bietet.

Rath. Warner gab indeß auch politische und statistische Werke heraus.

Herzog. Die Politiker und Statistiker reden oft vom Heil der Staaten wie der Blinde von den Farben; sind sie hingegen über das, was sie abhandeln, gründlich unterrichtet, ist es freilich ein Anderes. — Was urtheilen die Kunstrichter von Warners Schriften?

Rath. Ungemein verschieden. In den Litteraturzeitungen sind mehrere gelobt, in andern kritischen Blättern werden sie um so heftiger getadelt und verspottet. Den schöngeistigen Werken macht man Frivolität, nüchternen Sinn, namentlich aber seiner Satyre den Vorwurf: daß sie unvaterländischen Geist athme, über die neuere Deutschheit sich lustig mache.

Herzog. Ich gestehe — daß ich im Anfang auch viele Lust hatte, es zu thun, doch bin ich davon zurückgekommen.

Rath. Von den übrigen Werken hat man behauptet: er träte darin zum Theil als ein unvolklicher Mann, zum Theil als ein blödsichtiger Finsterling auf, welcher den Zeitgeist nicht

begreife, und deshalb mit ihm nicht aus der Stelle wolle.

Herzog. Die so urtheilen, müssen doch Gründe für ihre Meinung beigebracht haben, und den Finsterling zu machen, ist heutigen Tages ein sehr undankbares Geschäft.

Rath. Indeß erklärt sich auch der Warner in einer Schrift: man thäte recht, am Zeitgeist das Kluge und Gute, das er bringe, zu achten, nicht aber das Thörichte und Böse.

Herzog. Wer könnte den Satz schmähn. Aber die rechte Wahl zu treffen, darum thut es Noth, und die nachzuweisen dürfte Herrn Warner ziemlich schwer seyn. — Es wurde ja auch im vorigen Jahre ein Stück von ihm auf meinem Theater gegeben. Ein bürgerliches Drama, mit einigen launigen Zwischenszenen. Mir — aufrichtig gesagt — fing es schon an zu gefallen, doch hörte man vor dem Pochen und Zischen, und dem Gegenlärmen, in den letzten Akten wenig, und das Stück wurde nicht zu Ende gespielt. Mir fiel Ludwig XV Wort ein: Wär ich Polizeilieutenant, verböt ich die Kabriolets. Wär ich damal Polizeidirektor gewesen, ich hätte die Ruhestörer verhaften und das Stück zu Ende pielen laßen. Ich fand hernach aber in einem

öffentlichen Blatte eine äußerst harte Kritik desselben, so mochte es doch wohl nicht getaugt haben. Uebrigens, Rath, gab ich nur vor, ich hätte den Aufsatz des Warner, den man auf mich deuten will, nur flüchtig angesehn. Ich habe ihn vielmehr ungemein aufmerksam gelesen; wollte aber von dem Autor mich noch ausführlich unterrichten. Das Meiste was ich hörte, klang doch nachtheilig, und mir schon lieb; je unbedeutender der Skribler ist, je weniger konnte er mich beleidigen. Und er kann mich ja auch nicht gemeint haben; es paßt ja so wenig, oder es paßt auf Hundert Fürsten.

Rath. Darüber — doch —

Herzog. Was verschluckten Sie da? Heraus damit!

Rath. Ihr Durchlaucht — vom Justizkollegium ist nun das Verhör über des Autors Meinung eingesandt —

Herzog. Haben sie es da? Laßen sie den Punkt hören.

Rath. Auf die Frage: welchen Fürsten er mit dem Kaziken von Libahu habe bezeichnen wollen, hat er geantwortet: Keinen, die ganze Erzählung ist erträumt.

Herzog. Nun ja — zudem Alles so übertrieben, so ans Unwahrscheinliche gränzend —

Rath. Der Inquirent hat ihm entgegnet: man pflege in Allegorien und Fabeln doch gern von Thatsachen auszugehn, die man umhülle; allenfalls um eine sogenannte Moral daraus zu entfalten. Hierauf ist nachstehende Erklärung des Warner niedergeschrieben:

(Lies't von einem Papier.) „Will man irgendwo eine Nutzanwendung daraus schöpfen, habe ich nichts dagegen, es wird mir noch lieb seyn, wenn mein kleiner Roman frommt. Meiner innigen Ueberzeugung, meinen Wahrnehmungen, und selbst meinem patriotischen Gefühl nach, schadet eine Regierung sich und dem Volke wesentlich, dafern sie meistens Ausländer zu den bedeutenden Stellen ruft. Sie können Talent und Wissenschaft herbringen, allein das Herz schlägt ihnen nicht für das Gemeinwesen wie dem Eingebornen; auch ist selten zu glauben, die Fremde werde ihr Gold, ihre Edelsteine unter den Köpfen anderswohin senden, diese Artikel behält man aller Orten gern selbst. Die Ausländer verpflanzen denn oft herein, was wohl in ihrer Heimath taugte, an ihrem jetzigen Aufenthalt dagegen nicht, und den Landskindern

wird der Muth zum Streben gehemmt, da es ihnen doch wenig nützt, und ihnen die Fremdlinge stets vorantreten. Sei ein Staat noch so klein, er hat eine gewisse Eigenthümlichkeit, gewisse Erfahrungstraditionen von den Vätern, die in der Gegenwart bleiben, in die Zukunft hinüber getragen werden sollen. Der Patriotismus hängt viel an solchen heimathlichen Eigenthümlichkeiten, seine Bande werden in dem Maas lockerer als man sie auslöscht, und einen bunten Theorienwechsel, ein blindes Nachahmungssistem an ihre Stelle treten läßt —"

Herzog. (unmuthig) Genug! Welch ein Schwall von Worten! Ja, der Mensch ist ein Finsterling — den mag ich aber nicht gestraft sehn; er ist es schon dadurch, daß ihm helle Blicke, treffende Einsicht fehlen. Und er hat meine Regierung nicht bezeichnen wollen, ich wiederhole es! — Schreibt das Justizkollegium etwas darüber?

Rath. Es urtheilt — —: Beklagter habe sich verfangen — von Wahrnehmungen gesprochen. Wo könne er die gesammelt haben wollen, als daheim, in sofern er keine Reisen gemacht?

Herzog. Reisen bilden am meisten, darum

nehme ich gern Fremde — thue den Eingebornen aber gewiß nicht unrecht!

Rath. Weil er selbst das patriotische Gefühl zur Sprache bringe, gehe auch genug hervor — daß er das Herzogthum im Sinn hatte —

Herzog. (zornig aufstehend.) Wer auf einem hohen Piedestal steht, ist viel gesehn, viel beurtheilt; aller Fürsten unausweichlich Loos. Und da es so viele unbillige und unwissende Menschen giebt, kann es nicht in Verwunderung setzen, wenn unter dem, was über die Fürsten gesagt wird, viele unbillige und erbärmlich schiefe Meinungen in Umlauf sind. Daß ich aber selbst da getadelt bin, wo ich nach dem sorgsamsten Umblick handelte, und wo ich die glücklichsten Wahlen, seit ich regiere, getroffen zu haben überzeugt seyn darf; nein, das empört mich doch ungemein! Man soll also keine große Talente ins Land ziehn, die im Stande sind, den Impuls eines regen Strebens zum Ideal des Vollkommnen zu geben, lieber daheim Alles im gewohnten, faulen Schlendrian vermürben sehn? O Unsinn! Meine Minister sind Fremdlinge, aber doch wohl nicht Kiesel vom Ausland. Ich preise mich um sie, frage kühn: wo man in Europa vier solche Männer nebeneinander stehen sieht; Genialität,

eiserner Fleiß, Treue, Rechtlichkeit, von allen diesen Eigenschaften legen meine Minister die unverdächtigsten Proben an den Tag, und hat Einer und der Andere — wie alle Sterbliche — seine Schwächen, sind sie mindestens dem Gemeinwesen unschädlich. Der elende Autor ist wohl neidisch, daß er nicht Minister ward? Ha ha ha! Dazu würde er auch sich eignen, auf seinem Dachzimmer alle Weisheit erbeutet haben. Was wollen meine Unterthanen? Ich vermeide nach aller Sorgfalt, Einem davon unrecht zu thun. Doch an die ersten Stellen — ich habe leider mißlungne Proben gemacht — an die ersten Stellen gehört das größere Talent. Und im Lande — schlimm daß es so ist, es ist jedoch einmal so — findet man es nicht. Es mag wohl hier so gut geboren werden als anderswo, allein es kömmt nicht zur rechten Entwicklung damit; der Himmel mag wissen, woran das eigentlich liegt.

Unter dem Herumgehn nahte er dem Prinzen Stephan, und richtete die Frage an ihn:

Was sagen Ihr Liebden dazu, daß mich ein Federheld so zu verunglimpfen wagte?

Prinz. Ihr Durchlaucht — ich sollte und wollte schweigen.

Herzog. Wir machten bereits eine Ausnahme, folge ihr die zweite. Sagen Sie einmal selbst: fehlt es nicht im Lande an ausgezeichneten, entwickelten Talenten?

Prinz. Ich weiß das nicht; so was kömmt Unser Einem selten zu Gesicht, da versteht man sich nicht darauf.

Herzog. Kein Bonmot, Ihre ernste Meinung!

Prinz. Nun — es könnte deren wohl geben, sie würden Ihr Durchlaucht aber nicht empfohlen, wovon ich die Ursache nicht in Ostindien suchen würde. Ein zweiter möglicher Fall wäre, daß sie wohl die Natur auch bei uns aufgewickelt hätte, es fehlte dagegen an Aufmunterung zum Entwickeln.

Herzog. Beides wenig ins Ziel getroffen, mein Prinz! Die Minister empfehlen auch Eingeborne, und oft — oft —

Prinz. Zu den Brosamen, die von der Ausländer Tisch fallen?

Herzog. Ei — zum Henker!

Prinz. Ich empfing den Befehl zu reden.

Herzog. Wollte noch sagen — hm — daß es an Aufmuntrung doch wahrlich nicht fehlt.

Die guten Köpfe haben Preßfreiheit, da können sie wohl sich offenbaren.

Prinz. Wenn sie aber sich unterständen, wahr zu schreiben?

Herzog. Wonach strebe ich denn selbst mehr als nach Wahrheit? Was ist aber Wahrheit? Da steckts eben; wer kennt sie auf der großen, eleganten, schimmernden Lügenmaskerade heraus?

Prinz. Auch zu indezent wäre sie; vornehmlich in unsern züchtigen Tagen, leidet man sie nicht im Saal.

Herzog. O sie erscheine nur, soll offne Arme finden!

Prinz. Etwa die Arme des Galgens? Verzeihung, dies war unartig, und auch nicht wahr. Ihr Durchlaucht sind zu gnädig, würden es bei Festung oder Tollhaus bewenden laßen.

Herzog. Prinz — Ihre Art zu reden —

Prinz. Ich sollte reden, und meine Art ist einmal so. Da schweig ich wieder.

Herzog. Auch ziemlich das Beßte. (zum Rath.) Nun ich enthalte mich aller Machtsprüche, im Guten wie im Schlimmen, laße dem Gesetz seinen gerechten Lauf; demungeachtet will ich einmal die Regel umgehn, wo meine Persön=

lichkeit im Spiele ist. Dem Warner keinen Prozeß, er sei zur Stelle frei. Der Skribler ist mir zu verächtlich, zu tief unter meiner Rache. Den Befehl ausgefertigt!

Rath. Wohl, gnädigster Herr!

Prinz. (zieht eine tiefe Reverenz.)

Herzog. Ich wollte mir heute noch vortragen laßen, was Hohlburg zum Vortheil des Professor Greif eingesandt hat; es ist aber zu spät, ich mag auch nicht mehr arbeiten. Künftige Woche das. Genug diesmal! Adieu Prinz! Sie sehen übrigens, wie genau es hier zugeht, und dürften Ihre Wette verlieren. (ab.)

Prinz. (ihm halblaut nach.) O ich habe schon etliche Rekruten für meine kleine Schurkenarmee, und mir ist nicht bange, die fehlenden auch zu werben.

Hiemit endete die zweite kontrollirte Vortragstunde. Nicht wahr, die geneigten Leser bewundern die Ausführlichkeit, womit der gute Herzog allerdings zu Werke ging? In einem Lande von nicht großem Umfang ließ das sich gleichwohl thun, einem Könige oder Kaiser hin-

gegen, bei dem viel weitläuftigern Geschäftsumkreis, würde ein solches Verfahren unmöglich.

Als zweite Episode giebt man die seltsamen Streite um das Theaterwesen in der Hauptstadt des Herzogthums.

Die Streite.

So lange es Krieg gab, hatte die Aesthetik in * * * ziemlich geruht, Napoleon sie ausgetrieben. Man hörte wenig mehr von jenen einst bestandnen kunstsinnigen Thees, wo es immer geheißen: Schlegel sagt — Tiek sagt — und im Theater empfand und urtheilte man so ziemlich wieder nach eignem Geschmack. Doch einige Jahre nach dem Frieden, als es nichts mehr von Schlachten zu reden gab, die Kupfer und Spottlieder auf Napoleon, auch die Hymnen auf Deutschlands große Thaten, ihren Reiz verloren hatten, selbst der Congreß zu Achen vorüber war, besannen sich etliche ältliche Herren auf die schönen Tage ihrer Jugend, wo man die kunstsinnigen Schlegel-sagt-Tiek-sagt-Thees gehalten hatte, und dachten sie wieder in die Mode zu bringen. Der Professor Greif erbot sich zur Mitwirkung, indem er sich anheischig machte,

eine fortlaufende Kritik über das Hoftheater des Herzogs zu schreiben, und den Rezensenten der Spenerschen Zeitung in Berlin als Vorbild zu wählen. Die ältlichen Herren waren entzückt, sagten ihm fleißige Ideenbeiträge nach Schlegel und Tiek zu, und verschworen sich, wie einst Stauffacher, Melchthal u. s. w. gegen die östreichischen Landvögte, gegen das Unwesen gemeiner Naturen, die nicht sagten, was Schlegel und Tiek sagt.

Die Rezensionen erschienen, und geboten: Niemand solle künftig noch sich unterstehn, im Theater gerührt zu seyn, oder zu lachen, wenn er nicht erst nachgeschlagen hätte: ob es Schlegel und Tiek auch erlaubten. Bei dem Minister, Grafen Hohlburg, dem er schon anderweitig sich empfohlen hatte, machten die Rezensionen ihren Verfasser beliebter als je.

Im Publikum gab es freilich Tadler, Achselzücker, Spötter genug, aber die ältlichen Herren lobten den Rezensenten Allenthalben. Der schon genannte Schriftsteller Warner setzte in einem andern Blatte sich der Clique indeß entgegen, und schrieb: es sei doch ziemlich arg, daß man, wo alle Welt von Gewerbfreiheit rede, keine Geschmacksfreiheit dulden, eine Urtheilerzunft

errichten, Zwingherren des Verstandes und Gefühls ernennen wolle. Nun kamen jedoch die ältlichen Herren dem Rezensenten zu Hülfe und bewirtheten den prosaischen Philister mit Epigrammen. Er blieb ihnen aber die Antwort nicht schuldig. Ein auf den Kunstrichter bezognes Verslein hieß:

Nicht nach Schlegel und Tiek, nach Burmann.

Ach Junge, Junge, bringst Du mir
Nicht manche Thräne in die Augen,
Es wird doch gar kein Kerl aus Dir,
Du wirst zu nichts als nur zum rezensiren taugen. *)

Ein anderes:

Fragen und Antworten.

A. Womit vergleichst Du, die in unsern Tagen,
Doch nimmer etwas Eignes sagen,
Nur was längst Andre schrieen schrein?
B. Mit abgelernten Dompfäfflein.

A.

---

*) Eine kleine Veränderung, bei Burmann zum studiren.

A. Wie findest Du, die grob, recht wie ein
Sack,
Mit Schimpf so gern Verdienst beflecken,
Nur ihrer Meister Speichel lecken,
Der ihnen auch thut lieblich schmecken?
B. Ei nun, die haben viel Geschmack.

Als der Rezensent vorgeschlagen hatte, statt der üblichen Dekorationen nur drei graue Wände einzuführen, schrieb der leidige Warner:

Ueber die Vorstellungen mit drei grauen Wänden.

Wahr ist, nicht ziemet es, die Täuschung weit
zu treiben,
Nicht sollen Licht und Nacht, Gemähld und
Kleid beschreiben,
Unregsam hinkte wohl die Fantasie,
Die nicht Athen und Rom auch kahlen Oeden
lieh;
Wort, Poesie thuns ihm, sie mag der
Kunstgeist schmecken,
Nicht leidge Szenerei ihn da mit Störung
necken —
Doch hört, Geweihete! Das Wort steht in
dem Buch,

Anziehend denken auch sich die Gestalten,
Bei Cäsar, Tasso, Lear kann Bildens Götterflug
Der innre Malersinn, der üppige, entfalten,
Wie Winkelmann am Torso, schaffend walten;
Und darum rathen wir mit keinem üblen Fug:
Verbannt die Mimen noch als überflüßge
Wesen,
Zerstört das Nebending, das Schauspiel-
haus,
Könnt ja, bei höherm Traum, Gemüthes fröm-
mern Schmaus,
Die edle Poesie auf Euern Stuben lesen.

Indeß fuhr die Clique rüstig fort, lobte in einem weg Shakespear und schmähte das lustige Lustspiel. Hierauf erschien:

An die Clique.

Shakespear hört man Euch immer rufen,
Und wir seufzen, um die Manen klagend:
Ach, daß Ihr den Göttlichen doch lobt.
Dabei aber tadelt Ihr die Wahrheit,
Die im Hamlet er so laut geboten;

Boileau wills nicht so, und Batteux,
Geoffroi;
O Ihr Leutchen habt ja die Franzosen
An Euch, und Ihr wißt es nicht einmal.

An Einen der Clique.

Mit fremden Kälbern nur ziehst Du zum pflügen aus,
Man sieht Dich aus den — Kälbern nicht heraus,
Nur bunte Lappen sind an Dir zu sehn,
Und willst — unbillig — den Hanswurst doch schmähn.

Nachdem ihn die Gegner mit einem Epigramm geantwortet hatten, schrieb Warner:

An gewisse Witzjäger.

1.

Vermögt Ihr einen Witz zu kreisen,
Spitz oder stumpf; Ihr zählt Euch zu den
Weisen;

Und doch ist die gemeine Witzlerzunft,
Wie engen Herzens, enge an Vernunft;
Weil sie nichts Kluges weiß zu sagen,
Pflegt sie Sarkasmen vorzutragen.

2.

Wo gäbe es ein Ding, woran
Man nichts zu lachen finden kann,
Sobald man will? Uebt Ihr das Suchen viel,
Wird auch das Finden leichtes Spiel;
Doch hängt, womit man umgeht, an,
Und darum wird, glaubt sicherlich,
Der Witzbold selbst am meisten lächerlich.

3.

Es heißt: des Witzlings Herz sei immer schlecht;
Zu hart, drum acht' ichs nicht für recht;
Doch sage ich mit unverletzter Pflicht:
Wer guten Herzens, witzelt nicht.

4.

Nun Witz bei trefflichem Verstand,
Bleibt immer wohl ein Diamant,
Da wird auch aber sonnenklar,
Weshalb nie ächt der Eure war.

Einmal hatte der Rezensent Herrn von Kotzebue unerhört geschmäht; darauf folgte:

Gespräch.

A. Die Kotzebue'n so schmähn mit giftger
Feder,
Von ihnen schrieb, ich leiste die Gewähr,
Doch keiner wohl ein Stück wie er.
B. Wie er? O nicht wie Schikaneder.

Das verdammte gute Herz.

Ihr wollt den Kotzebue nicht schonen,
Daß gute Herzen er doch konnte weihn,
Und schlagt darein mit krit'schen Hieben.
Doch immer traf es auch nicht ein,
Denkt an die Expektorationen,
Und an das nord'sche Eselein,
Da hat er Eure Herzen ja beschrieben.

Warner sagte auch: Was uns doch jene Privatentzweiung zwischen Herrn von Göthe und Herrn von Kotzebue anginge, von welcher einst sich der giftige Tadel des letztern — Herrn v. G. zu Gefallen — angesponnen habe, und ob der Ge-

schmack deshalb eine andere Richtung nehmen sollte, als sie Geist und Empfindung vorschrieben?

Einmal hatte der Rezensent, der überall plagiirte, eine ganze Beurtheilung der Minna von Barnhelm, seinem Liebling aus der Spenerschen Zeitung nachgeschrieben. Darüber äußerte sich Warner:

Auf die Widersprüche eines Theaterkritikers.

Galle rückte er vor den Lustspieldichtern in Deutschland,
Und die Aepflein woraus seine Dinte man kocht
Sind noch Honig fürwahr gegen den tückischen Wermuth,
Den er reichet, und Gift, Nattern und Vipern gleich, sprüht.
Minna von Barnhelm hat er zum edleren Muster empfohlen,
Denn nicht Handlung bedarfs, spricht er, Charakter allein;
Und doch meint er daneben: den Hauptcharakter, den Tellheim,
Habe Lessing vergriffen; Werner, Franziska und Just,
Auch der Wirth, sind, nach ihm, niederländsche Gemälde;

Hört es, junge Dichter, so fertiget Lustspiele denn
Ohne Handlung, vergreift die Hauptgestalt darin
gänzlich,
Zeichnet die übrigen platt, und Ihr gewannet
den Preis.
Zieglern schmähte er jüngst: er habe Possen
gerissen,
Nachgeahmt dazu, will Feines, Eigenes nur;
Doch hört man ihn zugleich plebejas fistulas loqui,
Spaßte mit Kotze und boue — schmeckt ihm
der ekele Witz —
Und nicht eigen einmal, vom schmutzgen Gesel-
len erborget,
Der vor manchem Jahr schon die Zote ersann.
Züchtig und fromm will er, gar christlich thuend,
die Bühne,
Und das eine Gebot: rede vom Nächsten nicht
falsch,
Schon das eine bricht er so gröblich, boshaft,
verläumdend,
Daß ihm die Hölle verdient jegliche Rezension.
Von Vollkommenheit spricht ein Langes er und
ein Breites,
Und doch soll daran rückwärts die Bühne ihm gehn;
Das verübelt ihm nicht, er wähnt auf dem Flug-
roß zu sitzen,

Und es kriecht nur ein Krebs jämmerlich unter ihm her.
Auf die Anatomie wollt' Hundert Autoren er senden,
Einige sagten darob: ins Bedlam gehöre der Kautz;
Aber ich streits; nicht gehöret er hin, bewohnt es schon lange,
Wo er hauset, da wird auch das Gemäuer dazu.

Allein Warner weckte sich Feinde, und die ältlichen Herren brachten aus, weil er einen so tollen Geschmack offenbare, müsse er rein toll seyn.

Dritte Woche.

Diesmal fing der Herzog, auf dessen Gesicht einige üble Laune und Ungewißheit zu lesen waren, bereits an über die Geschäfte zu reden, ehe er noch seinen Stuhl eingenommen hatte. Er vergaß darüber selbst, den sich verbeugenden Prinzen zu grüßen. In seiner Hand trug er ein Zeitungsblatt, warf es zum Tisch, und sagte im Eifer:

Da hab ich nun den Erziehungsplan des Schulraths von Anfang bis zum Ende gelesen.

Einiges daran — ich bezeuge es, weiche auch so gern vorgefaßten Meinungen aus — Einiges ist gut, sinnig, zweckmäßig; bei vielen andern Stellen hingegen dachte ich — nun, ich wills verschweigen, was ich dachte. Meine Söhne, heißt es, sollen in keiner andern Kleidung, als der aus dem sechszehnten Jahrhundert einhergehn, damit vom Throne dem Volk ein löblich Beispiel vorwinke. Mein Gott, leben wir denn im sechszehnten oder im neunzehnten Jahrhundert, macht der Rock allein ächte Deutschheit — von der ich übrigens noch immer genau erfahren soll, worin sie bestehe. Nun, mag dies bei dem Allen seyn, ich gebe die Gesundheit, Bequemlichkeit, Ehrbarkeit an dieser Kleidung zu. Demnächst sollen die Prinzen durchaus nicht die französische Sprache erlernen, und einst, bei ihrer Confirmation, am Altar der Schloßkirche ewigen Franzosenhaß schwören, wie Hannibal den Römern. Ich liebe wahrlich die Franzosen nicht, zu empfindlichen Nachtheil brachten sie meinem Lande; indeß wird doch in dem Erziehungsplan — wo ich auch meinen ganzen Beifall schenke — so ernst auf Religion gehalten; und befahl denn Christus je, man solle haßen? In welchen Widerspruch gerathen da meine

Söhne mit den eingeprägten Grundsätzen? Und gäb es einmal wieder mit Frankreich einen Krieg, seine Heere — was doch möglich bleibt — kämen hieher, es wäre bekannt, daß unsre Prinzen so einen Eid abgelegt hätten, könnten nicht arge Verwüstungen die Folge seyn? Auf welchem rechtlichen oder vernünftigen Grunde kann so ein Haß ruhn? Sollen die zugefügten Kriegsübel ihn darstellen? Kein Heer, wahrlich auch kein deutsches, brachte Segen, wo es ein Land feindlich überzog. Oder die Eroberungssucht, mit der Frankreich in den letzten Zeiten auftrat? Ich schweige davon, wie manche Veranlaßung Deutschland selbst dazu gab, theils durch seine Uneinigkeit, theils indem es Englands Politik mehr willfahrtete, als sich unsere Nachkommen dessen zu erfreuen haben dürften; allein ich bemerke: daß es wohl keine eroberungssüchtigere Völkerschaften gegeben hat, als die alten Deutschen. Gingen sie denn nicht bis Africa, nachdem Frankreich, Italien, England, Spanien ihre Raubgier, ihre Verheerungen empfunden hatten. Je mehr wir nun auf die Altvordern uns beziehn, je weniger dürften wir einen ewigen Haß um Eroberungssucht rechtfertigen können. Allerdings kam viel Unsitte aus Frank-

reich nach Deutschland — ob es gleich unsern Vätern daran auch nicht mangelte, unter andern das berüchtigte Faustrecht und der Straßenraub des Adels nirgend so wie bei uns üblich waren — haben wir aber den Nachbarn nicht vielen nützlichen Unterricht zu danken, kamen nicht unsere Künste und Wissenschaften meistens dorther? Auch sehr natürlich. Gallien war schon Jahrhunderte eine römische Provinz, mit römischer Kultur, als es im größten Theile von Deutschland noch keine Städte, kaum Dörfer gab, man hier keine viel höhere Stufe der Bildung einnahm, als jetzt Nadowessier und Kaffern. Auch breitete sich um Jahrhunderte früher das Christenthum dort aus; manche Umstände, welche in Spanien und Italien die Entwickelung aufhielten, begünstigten sie in Frankreich, und so darf es nicht in Verwunderung setzen, wenn man dort in manchem Betracht voraus blieb; ob ich schon das fleißige, und in den letzten Zeiten mehr noch ausgebreitete, tiefer dringende, Streben Deutschlands weder läugnen, noch ihm meine hohe Achtung versagen will. Doch — wozu solchen Wahrheiten, die in die Augen springen, die Augen verschließen? — zu den Gegenständen, worin es seit

Karl dem Großen uns voran ging, gehört ohne Zweifel die Kriegskunst, leider die wichtigste für die Erhaltung der Staaten. Platterdings hat Deutschland keine Puysegur, Folard, Vauban aufzuweisen; hat man bei uns das Schießpulver erfunden, wurden neuere Kriegstechnik, Taktik, Kriegsbaukunst, hauptsächlich in Frankreich ausgebildet. Sattsam erfuhren wir auch gegen die Moreau und Bonaparte, daß über Frankreich nur dann erst zu siegen war, als man seine Manier, den Sieg zu bewirken, nachgeahmt hatte. Aus dem gepredigten Haß würde nun Entfremdung hervorgehn', wir aufs Neue, und weiter als je, zurückbleiben, wenn man drüben abermalige Fortschritte machte. Was können wir in Fehden der Zukunft dann Frankreich entgegen stellen? Massen, antworten unsre Journalisten, die es heutigen Tags besser verstehen wollen, als erfahrne Krieger. Massen brachte Persien auch, sie thaten es ihm aber bei Marathon wie an vielen anderen Orten nicht, und die Perser hatten eine gar sehr auf Leibesübung und Gemüthlichkeit berechnete Nationalerziehung. Geist, ächt deutscher Geist, antworten sie ferner. Die Franzosen haben gleichwohl bewiesen, daß sie ihre Reihen auch

gar wohl mit Geist zu schwängern verstehn; auch können sie, bei ihrer zahlreichen Bevölkerung, ebenfalls Massen bringen, und ein solches Glück wie neulich, wo das ganze übrige Europa uns wider Frankreich beistand, dürfte uns so bald nicht mehr lächeln. Auch verdient so eine Kriegskunst, die es darauf anlegt, mit kleinen Menschenzahlen großen Zwecken entgegen zu gehn, das Interesse der gesammten kultivirten Menschheit. Denn wollen künftig ganze Völker einander in den Haaren liegen, müssen Hungersnoth und allgemeine Seuchen entstehn, die finsterste Barbarei wird endlich zurückkehren. Genug ich sehe in dem so laut empfohlnen Haß eine gefährliche Thorheit, eine rein unchristliche dazu. So denke, so fühle ich, mag es jedoch nicht äußern, am wenigsten in Dekreten und Kabinetsschreiben; es würde ja heißen, ich wäre kein deutscher Fürst, wie er seyn sollte. Nach jenem Erziehungsplan gilt es ferner bei meinen Söhnen nichts angelegner als Turnen und wieder Turnen. Bei dem großen Haufen soll es geübt werden, auf daß meine — Buben mit den Buben der Staatsbürger, die künftig Staatsbürger sind, zeitig sich befreunden, Volksthümlichkeit athmen. Das ließe wohl sich hören.

Wenn sie nun aber in dem Haufen roh verwildern, Unsitte lernen, vor die es gescheuter seyn dürfte, sie zu bewahren? O manches Paradoxe, manches schier unsinnig Lautende ist noch in dem Aufsatz, und ich möchte Niemanden weniger als Erzieher meiner Kinder anstellen, als diesen Schulrath! Was soll ich bei dem Allen thun? Die Herzogin ist für ihn eingenommen, und doch billig, daß hier die Mutter eine Stimme habe. Hofmarschall, Kammerherren, Damen lassen mich nichts als sein Lob hören. Dies sagte freilich eben nicht viel; sie loben, weil sie den Modeton hören laßen zu müssen glauben. Doch meine vier Minister, Consistorium, Schulkommission, die Hofgeistlichkeit, Alles spricht für den Mann. Wem soll ich denn vertrauen, als meinen Ministern, meinen Landeskollegien? Fehlt es denn hier an guten, urtheilsfähigen Köpfen, an Treue und Ergebenheit, am beßten Willen in einer so wichtigen Angelegenheit? Ich kann das nicht voraussetzen, es wäre kläglich, wenn ich es müßte; und glaube ich mit Recht erprobten Männern, kann ich meine individuelle, abweichende Meinung dem Gutachten so Vieler nicht füglich entgegen stellen. Es würde den Schein sonderbaren Eigensinns, des Handelns

ohne Grund, einer Neigung zur despotischen Willkühr, die ich am meisten zu offenbaren mich hüte, auf mich laden. O der Prinz in Emilia Galotti hat wohl recht: die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch! Hm — da bin ich wirklich in eine Art von Aufwallung gerathen, sonst meine Sache nicht. Guten Morgen, Ihr Liebden, nehmen Sies nicht übel — das Deutschthum hat mich ein wenig erhitzt — es würde Ihnen auch so gehn, käme es auf das Wohl Ihrer Kinder an. Was meinen Sie?

Prinz. (legt mit einer Verbeugung den Finger auf den Mund.)

Herzog. Reden Sie einmal. Immerhin noch eine Ausnahme.

Prinz. Fürst — ich bewundre den Scharfsinn, mit welchem Sie über den neuen Altdeutschen reden.

Herzog. Schmeicheln Sie mir nicht; Sie wissen, ich liebe das nicht.

Prinz. Wahrlich keine Schmeichelei. Ich glaube fast — ich würde auch den Heilger bei meinen Söhnen anstellen.

Herzog. Auch Sie vertreten ihn? Das hätt ich nicht vermuthet.

Prinz. Doch aus einem Grunde, den auch

Ihr Durchlaucht nicht vermuthen werden. Menschen sind keine Bäume, die man beliebig pfropft und an Spaliere bindet. Ich nahm häufig wahr, daß Erziehungskunst grade von dem das Gegentheil hervorbringt, was sie hervorbringen wollte. In der Hoffnung nun, bei meinen Kindern würde es auch geschehn, sollte mir der Schulrath ganz willkommen seyn —

Herzog. Nun wieder zu viel gesagt. Sie würden bei Religion und Tugend den Gegensatz doch nicht hoffen?

Prinz. (legt abermal seinen Finger an den Mund und verbeugt sich.)

Herzog. Und trotz dem Allen, hätt ich ihn doch nicht genommen, weil mir — nun auch einmal derb deutsch zu reden — der Kerl wie ein Stocknarr vorkömmt — allein da wird mir noch dies Zeitungsblatt gebracht. Lesen sie einmal den Artikel von hier, Rath!

Rath. (lies't.) „Endlich hofft man die Wünsche des ganzen Volks erfüllt zu sehn, weil immer glaubwürdiger verlautet: Seine Durchlaucht werden nächstens den in ganz Deutschland gefeierten, ächt deutschen Mann, den biedern, markigen, sinnigen Schulrath und Doktor der Philosophie —"

Her-

Herzog. (einfallend) Da kommen doch zwei nicht ächt deutsche Worte vor.

Rath. (fortfahrend:) „Herrn Lebrecht Heilger zum Erzieher der Prinzen ernennen. Eine tückische Kabale, von elenden Finsterlingen geleitet, die auf knarrenden Wagen noch abgetragnes französisches Lappenwerk daher führen möchten, trat dem redlichen Herrlichen zwar in den Weg —"

Herzog. Was die Zeitungsschreiber nicht Alles wissen. Ich habe doch nichts von einer Kabale gesehn, würde mich auch keineswegs dadurch zum Handeln bestimmen laßen, am wenigsten wenn tückische Finsterlinge damit herschlichen. Weiter!

Rath. (fortfahrend:) „Doch scheint sie besiegt, nachdem ihr das Ministerium, im Bund mit den edelsinnigsten Patrioten, kräftig die Spitze geboten, und unser Herzog ist zu gerecht, zu sehr Vater des Vaterlandes, um nicht die Wünsche seines Volkes da zu hören, wo es mehr als Wünsche, mit allem Fug eine gewichtige Stimme hat."

Herzog. Das läugne ich nicht; es kann dem Volke nicht gleichgültig seyn, ob man den künftigen Herrscher übel oder gut erzieht. Gern

will ich ihm da eine Stimme zugestehn. Fahren sie fort!

Rath. „Und Volkesstimme Gottesstimme, ein uralt Wort!"

Herzog. Auch uralte Sätze leiden oft Beschränkungen.

Rath. „Wie ruhig übrigens, wie den Gesetzen treu gehorsam das Volk in * * * auch in allen Zeiten sich bewährt hat; müßte der treffliche Heilger einer schändlichen boshaften Rotte weichen, könnte man doch nicht einstehn —". Der Aufsatz endet mit einem Gedankenstrich.

Herzog. Gar eine leise Drohung mit Revolution. Das hätte nun wohl nichts auf sich, und es werden Unterthanen in Menge vorhanden seyn, die auch nicht die geringste Notiz von meinem Prinzenhofmeister nehmen. Wenn nun aber auch ein Theil nur — der denkende — so wünscht, die öffentliche Stimme, neben Ministerium, Landesstühlen, Hof, dergestalt sich ausspricht, kann ich da noch widerstehn? Soll ich mir nachsagen laßen, ich handelte den Wünschen des Volkes entgegen, wollte im Erbprinzen ihm einen künftigen Zwingherrn, einen Tirannen erziehn? Kann ich noch widerstehn? Ich sage Nein! — Ihr Liebden sagen gern ein Bonmot,

auch bei den ernstesten Gegenständen. Fällt Ihnen auch hier eins bei? Reden Sie!

Prinz. Mir nicht, aber dem launigen Schriftsteller Jean Paul ist vorlängst eins beigefallen, woran ich eben dachte.

Herzog. Und wie heißt es?

Prinz. Ihr Durchlaucht mögen aber das Citat nicht ungütig aufnehmen —

Herzog. Nein! Heraus damit!

Prinz. Er spricht von regierenden und regierten Fürsten.

Herzog. Der geniale Herr Jean Paul ist ziemlich naseweis. Und wenn er selbst regierte, würde er schon empfinden, daß es unmöglich bleibt, allem fremden Einfluß zu entgehn.

Prinz. Ohne allen Zweifel; es ginge mir gewiß auch so.

Herzog. Aber ich weiß schon was ich thue. Anstellen will ich den Heilger, weil denn alle Welt darum schreit. Doch auf Bedingungen, in die mir nun wieder Niemand reden soll, wer es auch sei. Die Prinzen lernen die französische Sprache, worin sie ohnehin bereits gute Fortschritte machten. Sie sollen späterhin reisen, man kömmt durch ganz Europa damit; Gesandte, Fremde die meinen Hof besuchen — kurz es soll

nicht anders seyn. Aus dem Hannibalsschwur, dem abentheuerlichen, wird nichts, und man soll ihnen überhaupt die Religion nach den Grundsätzen einprägen, welche in Christi Bergpredigt enthalten sind. Das Turnen finde ich rein überflüßig, weil sie bereits fechten, tanzen, schwimmen, reiten. Mögen sie auch noch voltigiren, nur auf Mastbäume sollen sie nicht klimmen, weil ihre Bestimmung ja nicht das Matrosenhandwerk ist. Der Heilger hat sich zu erklären, einen Diensteid darauf zu leisten, daß er meinen Bedingungen, vielmehr Befehlen, pünktlich nachleben will. Dann soll ihm die Bestallung ausgefertigt werden, sonst nicht. Notiren sie das gleich.

Rath. Wohl!

Herzog. Anders weiß ich nicht zu handeln, mehr weiß ich nicht zu thun. Sagen sie selbst, Rath, ich erlaube ihnen ein freimüthiges Urtheil, will es: sind sie da nicht einverstanden?

Rath. Vollkommen, Ihr Durchlaucht!

Herzog. Keinen Rückhalt! Wie gefällt ihnen der Schulrath?

Rath. Ich habe pflichtmäßig vorgetragen, was —

Herzog. Ihre Privatmeinung! Offen!

Rath. Sie befehlen es, gnädigster Herr! Mir gefiel er nie. Doch was ist eine Meinung gegen so viele?

Herzog. Nicht wahr, gegen den Strom schwimmt sichs nicht leicht? Aber meine Bedingungen finden sie doch auch zweckmäßig?

Rath. Es freute mich ungemein, sie zu hören.

Herzog. Nun das Uebrige! Wie viele Zeit ist schon vergangen. Kurz Alles, sonst bleiben uns Sachen liegen.

Rath. Zeugnisse über den, zum Theaterdirektor empfohlnen —

Herzog. Greif; nur vom Minister nichts, das weiß ich auswendig.

Rath. Die Akademie der Wissenschaften stellte im vorigen Jahr eine Preisaufgabe über die vortheilhafteste Einrichtung einer, wahrhaft zur Höhe strebenden, Bühne auf. Unter den eingegangenen Antworten ist nun die des Professors gekrönt.

Herzog. So? Meine Akademie wird doch nicht ohne Grund Preise zuerkennen.

Rath. Sechs verschiedne Blätter haben seine Tragödie, und andere seiner Schriften ungemein erhoben, eins ihn der Deutschen Sophokles, eins

den Calderon, eins den Shakespear unserer Nation genannt.

Herzog. Und mir wollte die Tragödie nicht gefallen.

Rath. Freilich haben andere Blätter die Meinung bestritten, verspottet.

Herzog. Die Farbe war auch ziemlich stark aufgetragen. Ohne Talent kann er gleichwohl nicht seyn, wenn so viele öffentliche Stimmen für ihn reden.

Rath. Eine Gesellschaft von Damen und Herren, für die er nach August Wilhelm Schlegel und Tiek dramatische Vorlesungen hielt, bezeugt ihm: daß Niemand so tief in den Geist der kritischen Heroen und edel gegen das Niedre, Gemeine, Sittenfreigeisterische kämpfenden, Dioskuren gedrungen, und von ihm durchdrungen sei, als Herr Greif.

Herzog. Schlegel und Tiek hör ich oft loben — sie haben aber auch viel Stimmen gegen sich. — Welche hat recht? Doch keine Untersuchung für mein Kabinet.

Rath. Des Greif Vorlesungen, wie seine über Ihr Durchlaucht Hoftheater geschriebne Kritiken sind aber auch heftig angegriffen, unter andern von dem Schriftsteller Warner.

Herzog. Warner — hm — muß doch verzweifelt streitsüchtig seyn. Was gehn mich aber die Autorenhändel an? Wie ist des Greif Moralität?

Rath. Die Bibelgesellschaft —

Herzog. O da folgt die Anstalt der Liebesmahle auch; und urtheilen sie einmal, geschieht es auch mit ungemein christlicher Nächstenliebe. Soll man bei dem Allen so löblichen Verbindungen mißtrauen? Und doch wär es übel genug, wenn Cliquen daraus hervorgingen, die blos untereinander sich priesen, zu poußiren suchten — apropos, was ist der Greif für ein Landsmann?

Rath. Ein Berliner.

Herzog. Hm — wie der Minister. Es ist gleichwohl billig anzunehmen, daß Leute, die von Berlin her sind — zwar will man nicht eben alle Berliner loben — doch eine so große, längst berühmte, wissenschaftlich gebildete Stadt, die letzthin noch eine Hochschule empfing — nicht wahr, Prinz, das verdient immer doch — brechen Sie nur das Schweigen zuweilen, wir brachen den ersten Vertrag immer schon.

Prinz. Um Vergebung, Ihr Durchlaucht, die Universität in Berlin ist keine berlinische.

Herzog. Wie so?

Prinz. Eine ausländische. Wie ihre Stiftung begann, wurde nach den fremden deutschen gesandt, Professoren zu werben. Ein Paar Ausnahmen sind so gut als keine. Die Einländer, welche auf den Kathedern sitzen, müssen nach der Ausländer Pfeife tanzen, wollen sie gelten.

Herzog. Hm — man sollte doch voraussetzen, in den weitläuftigen preußischen Staaten wäre eine hinlängliche Zahl guter Köpfe zu den Professorstellen in der Hauptstadt zu finden gewesen. In meinem beschränkten Gebiet ist das freilich ein Anderes.

Prinz. Man wollte dort große Talente ins Land ziehn.

Herzog. Nun ja, löblich — obschon ich beinahe glauben möchte, es sei auch kein übles Talent, wenn eingeborne Lehrer zu eingeborner Jugend väterlich zu reden wissen. Doch was geht mich die Hochschule in Berlin an. Woher ist denn der Schulrath Heilger? Ich fragte noch nicht.

Rath. Aus Berlin.

Herzog. Auch? Doch auffallend. — Der Greif wird nicht Theaterdirektor. Ich will doch nicht grade immer thun, was meinen Ministern

vorzuschlagen beliebt, und wenn sie auch die Empfehlungen auf Lastwagen herbeiführten. Der alte Direktor bleibt. Weiter!

Rath. Minister Haßler sendet ein Gutachten über des Bankier Schmuggel Nachsuchung ein.

Herzog. Wozu noch; er wird ihn ja abschläglich beschieden haben.

Rath. Bitt um Verzeihung! Das Gutachten redet ihm das Wort.

Herzog. Mein Himmel, es giebt doch keinen wärmern Vertheidiger aller unbedingten Handelsfreiheit; so kann er doch nicht ein Monopol in Schutz nehmen.

Rath. Er schreibt: jede Regel litte unter Umständen, welche dem Gemeinwesen Vortheile zusagten, Ausnahmen.

Herzog. Das versteht sich ohnehin, und einen Satz auch unter solchen Umständen hartnäckig behaupten, wäre Pedanterei. Man soll aber auch nicht sagen, daß man hier nicht wisse, was man wolle, die Geschäfte verwirre, heute eine Maxime aufstelle, und sie morgen umstoße. — Welche Gründe führt Haßler an?

Rath. In England gäbe es auch Monopole, Patente, Einfuhrverbote. Es würde aller=

dings nützlich seyn, wenn der Schmuggel in seiner Fabrik viele Hände beschäftigte, und —

Herzog. So? Und erst drang man im Namen des Zeitgeistes doch so darauf, viele Hände unbeschäftigt zu machen. Der Schmuggel ist ein getaufter Jude, nicht wahr?

Rath. Zu Befehl!

Herzog. Ein Mongole oder Afgane, der seinem Glauben treu bleibt, ist mir lieber als ein Proselit — oder sage ich da wohl zu viel; konnte nicht Ueberzeugung ihn zur göttlichen Lehre rufen? Doch was gehört das hieher? Der Schmuggel war Lieferant?

Rath. Hat ein Zeugniß vom General Trägau, die Zufriedenheit der Soldaten mit dem Empfangnen in hohem Maas gewonnen zu haben, und mit einer solchen Uneigennützigkeit verfahren zu seyn, daß er nachzuweisenden, empfindlichen Schaden gelitten —

Herzog. Hm — doch Trägau ist ein ehrlicher Mann, lügt nicht. Ich pflege den Lieferanten eben keine Großmuth beizumessen — Vorurtheil soll man demungeachtet auch nicht hegen; es giebt auf jedem Standpunkt brave Menschen. Und wirklich hörte ich von dem Bankier schon viel Gutes. Er hat während der schlimmen

Zeiten viele Arme beschäftigt und so genährt, immer bei den mitleidigen Vereinen reichlich beigesteuert; auch ein Haus gebaut, das meine Residenz in der That verschönt. Was stand doch neulich von diesem Hause in der Zeitung?

Rath. Er pflegt es an Ihr Durchlaucht hohen Geburtsfesten immer ausgezeichnet zu erleuchten. Letzthin war zu diesem Behuf über dem Dache eine ansehnliche Rotunde von Holz aufgerichtet, und die Stadt sah im Kleinen die Erleuchtung der Peterskuppel in Rom —

Herzog. Davon sprach man auch am Hofe so viel. Aber es ist ia Verschwendung. Er muß doch bedeutend reich seyn. Wie gelangte er zu dem Vermögen?

Rath. Theils ist es Erbe von seinem Vater, der ein industriöser Mann war, theils spekulirte der Sohn klug und glücklich mit einländischen und ausländischen Papieren. Seine Wechselgeschäfte sind auch ansehnlich, und sein fester Kredit eignet ihn, viel zu unternehmen.

Herzog. Er zog mithin Summen ins Land. Der verständige Kaufmann ist zu achten, reiche Männer nützen im Staat. — Aber ich mag keinen Widerspruch in den Maasregeln. Andere würden sich darauf berufen. Abgeschlagen!

Rath. Wohl! — Sattler Still —

Herzog. Der schon wieder beim Kabinet?

Rath Schreibt: der Minister des Innern habe ihm endlich Zahlung angeboten, doch in Papieren, nach einem Cours, daß er, nähme er sie, den Bettelstab würde ergreifen müssen, und doch könne er die nicht warten laßen, die an ihm zu fordern hätten.

Herzog. So sprechen ungestüme Querulanten oft. Trägau sagte mir: er habe schlecht geliefert, und einmal nicht Wort gehalten, wodurch meine Cavallerie in große Verlegenheit gerathen sei. Was ist ihnen von dem Menschen bekannt?

Rath. Ich hörte, er sei einer von den reichsten Bürgersleuten, hätte drei Häuser.

Herzog. Aha! Mit Nichtsliefern und Zahlung empfangen sind Häuser zu gewinnen. Die Kassen sind erschöpft. Der Still nehme Papier, oder warte günstige Zeiten ab. Weiter!

Rath. Minister Leichtstädt führt Beschwerde über die Amtsführung des Reinert, stellt vor, er sei zu dem gnädigst ihm verliehenen Amte untüchtig.

Herzog. Reinert ist kaum acht Tage Polizeidirektor. O mein Herr Minister, sind wohl

empfindlich, daß ich gegen ihre Meinung verfügte? Sie haben Verdienste um den Staat, Bescheidenheit ist aber auch löblich. Was hat er gegen Reinert?

Rath. Es wären seit etlichen Tagen mehrere Diebstähle und Einbrüche geschehn, aber unentdeckt geblieben.

Herzog. Dies geschah oft. Allwissende Polizei ist ein pium desiderium.

Rath. Es hätte den Anschein, als wäre der Pöbel jähling zügelloser geworden, weil der Reinert ohne Energie sei, Niemand ihn fürchte.

Herzog. Das verlange ich bewiesen.

Rath. Nicht allein hätten viele blutige Raufereien in Schenken und Spielhäusern das kund gethan, sondern auch vor zwei Tagen sich ausgelassene Menschen Abends vor dem Hause des Minister Hasler versammelt, um verminderten Brotpreis geschrien, und mit Aufruhr gedroht. Nicht Polizeibeamte, nicht Wachen hätten sich gezeigt, dem Unfug zu steuern, und als sie endlich erschienen, wären die Strafbaren bereits entflohn gewesen.

Herzog. Ei — Reinert ist freilich schon bei Jahren.

Rath. In der vorigen Nacht hätte man

gar ein Schmählibell an Ihr Durchlaucht Pallast geschlagen.

Herzog. Ich hörte es auch schon. Mittelten sich nirgend die Thäter aus, wär es doch auffallend. Es scheint beinahe, als hätte ich mit denen kein Glück, die ich proteggire.

Rath. Es wolle von einem Complott verlauten, das einen ernsten Aufstand bereits heimlich anspinne.

Herzog. Ich glaube das nicht.

Rath. Reinert hat indeß auch eine Vertheidigungsschrift eingesandt, weil er des Ministers Anklage muthmaaßen durfte.

Herzog. Und was stellt er darin auf?

Rath. Es sei nicht zu verwundern, daß in den unteren Klassen manche Excesse sich ereigneten; nie habe es in den letzten Zeiten daran gefehlt, man nur Ihr Durchlaucht nicht davon so in Kenntniß gesetzt, wie nun —

Herzog. Ein tadelnder Seitenblick auf den Minister. Ziemt einem Unterbeamten nicht.

Rath. Die Nahrungslosigkeit hätte zu plötzlich überhand genommen, und er, noch Finanzrath und beim Handelsausschuß angestellt, üble Erscheinungen vorausgesagt; aber auch empfohlen: wenn man England in einem Betracht

nachahme, es auch in dem andern zu thun. Man hätte mit der Gränzöffnung noch vorsichtig Anstand nehmen, statt unsere Fabriken zu Grunde zu richten, sie lieber nach und nach aufs Land verlegen sollen, wo sich wohlfeile Arbeit und mögliche Concurrenz mit dem Ausland erzielt haben würden.

Herzog. Wer weiß, hätte man sich da nicht auch betrogen. Haslers Ideen, nach Adam Smith, laßen sich wahrlich auch hören. Die Regierung muß nicht künsteln, sich gar nicht in Handel und Industrie mengen, so gedeihen sie bei einem freien Spielraum am beßten. Auch legt der Zeitgeist auf, nichts halb zu wollen, das Gute nicht spät hinauszuberaumen, auf Nebenerscheinungen, die bald wieder verschwinden, nicht zu achten. — Doch wäre auf einmal ein zu großer Haufe um seinen Erwerb gekommen, hätte Schmuggels Plan doch Einiges für sich. Wie man mir bei Tafel sagte, wollte er ja mehrere Hundert Stuhlarbeiter beschäftigen. Freilich besser, man giebt ihnen Brot, als daß sie zum Rauben und Stehlen gereitzt sind, oder gar an Aufruhr denken. Gleichwohl können sie ja aufs Land gehn, und das Feld bauen. Und es muß doch nicht so arg um die behauptete Nah-

rungslosigkeit stehn, weil die Schenken und Spielhäuser nicht über Mangel an Zuspruch klagen, sich in den letzten Zeiten auffallend mehrten. Haßler sagt: dies wäre ein Zeichen höher aufblühenden Wohlstands. Weiter!

Rath. Der Brotpreis stehe demnächst auch in keinem billigen Verhältniß zum möglichen Erwerb des geringen Volkes. Die Physiokraten hätten ihre Stimme zur gültigsten gemacht, der Verkehr mit Getraide würde gegen den städtischen zu sehr begünstigt.

Herzog. Singt er auch das alte Lied? Ist nicht der Ackerbau alles Gemeinwohls erste, wichtigste Grundlage? Mühten sich die Pflüger nicht bereits stundenlang im Schweis des Angesichts, wenn der Handwerker noch gemächlich schnarcht? Sind nicht, wenn es gilt, die ehrlichen Bauern stets die kräftigsten willigsten Vertheidiger des Vaterlands? Und man soll ihnen abhold seyn, damit sichs die Städter fein bequem bei leichter Arbeit, oder gar Müßiggang, machen können? Nein, Gerechtigkeit walte; und geselle sich doch zu den Pflügern, was meint, sie würden so ausnehmend begünstigt; der Landbau kann noch viele Arme brauchen. Ich glaube, der Reinert, wenn es nach ihm ginge, riefe Col-

berts

berts System wieder ins Leben. Es schadete in Frankreich genug, half endlich die Revolution befördern. Weiter!

Rath. Ueber die zunehmenden Trinkhäuser und das verderbliche Spiel des kleinen Bürgers läßt sich auch Reinert aus.

Herzog. Ich wollte oft das Spiel verbieten laßen, dann hieß es aber: der Kartenstempel werfe ein Bedeutendes ab. Und Einnahmen bedarf der Staat. Immer Alternativen.

Rath. Die noch einigermaaßen bemittelten Handwerker, sagt er, oder auch die Taglöhner, wenn sie Erwerb fänden, hätten Sonntags oder an den Feierabenden, keine andere Erholung, als daß sie Kneipen und Tanzböden fröhnten, was auf viele Weise der Moralität schade.

Herzog. Darum läßt es sich Hohlburg auch so angelegen seyn, die Moralität aufzumuntern.

Rath. In Frankreich und Italien wäre es nicht so, der gemeine Mann besuche dort lieber die Theater, die wohlfeil und seinem Geschmack angeeignet wären, zum Vortheil seiner Gesundheit und Bildung. Denn man könne immer nicht läugnen, daß gemeine Franzosen und Italiener verständiger als gemeine Deutsche sich

zeigten, deren Geisteskräfte häufig die gebrannten Wasser zerrütteten. Und das alte panem et circenses, das ridentur et corriguntur mores hätten manches für sich.

Herzog. Hm — Einige wollen behaupten: es sei ein leerer Wahn, daß die Bühne einen sittenverbessernden Einfluß habe, das ästhetische Gefühl hingegen schärfe sie, wecke Sinn für reinen Kunstgenuß. Hohlburg muß aber an das corriguntur mores auch glauben, in sofern er die Religion hinaufbringen will. Ich — die Wahrheit zu sagen — halte es nicht für angemessen, mag aber auch nirgend in den Weg treten, wo man nur die Religion fördern zu können meint. Und warum besucht der gemeine Mann hier das Theater so wenig? Muß ihm doch keinen Geschmack abgewinnen.

Rath. Das sei auch nicht zu hoffen, fährt Reinert fort, weil die auf der hiesigen Bühne gegebnen Vorstellungen der Menge immer weniger ansprächen, und man nur mittelst ausschweifender Dekorationspracht ein gefülltes Haus erlangen könne.

Herzog. Die Bildung muß von der Bühne zum Publikum hingehn, sich ihr Publikum erziehn, und nicht umgekehrt, sagen die Aest-

thetiker. Mit unserm Dekorationsaufwand soll es übrigens zu Ende gehn, will Hohlburg. Drei einfache Wände, sagt er, sage Schlegel, ziemten nur, damit unnütze Nebendinge nicht den Kunstgenuß störten. Allein da wird Niemand mehr kommen, als ein Dutzend Aesthetiker, von denen noch die Hälfte mit Freibilletten erscheint.

Rath. Reinert meint eben: die Bühne müsse nicht für wenige Aesthetiker, sondern für die Menge handeln.

Herzog. Freilich erhält sie die Menge, und Jeder hat für sein Eintrittsgeld billigen Anspruch.

Rath. Die unverständlichen, schwülstigen Schicksalstragödien sagten freilich der Menge nicht zu —

Herzog. Aufrichtig, mir eben auch nicht.

Rath. Von den Lustspielen hoffe sie Erlustigung; fände sie aber die neueren kunstsinnig dürr, bliebe sie weg.

Herzog. Mein Himmel, der Kotzebue taugt ja nicht, sagt der Minister des Obern, sage Schlegel. Mir gefallen keine Lustspiele besser als die seinigen, aber da rede ich nicht ein.

Rath. Auch solche Stücke, wo man auf dem Theater bete und das Abendmahl reiche, be-

hagten der Menge nicht, sie nenne es wohl eine Entweihung des Heiligen.

Herzog. Sie muß sich daran gewöhnen, sagt Hohlburg, sage Schlegel — ha ha ha — wie in Griechenland. Und das ächt altdeutsche Theater hätte auch seine Stoffe aus der Bibel entlehnt.

Rath. Deshalb würde eine solche Einrichtung gar nicht unangemessen seyn, nach welcher mindestens die Hälfte der Theatervorstellungen auf die Menge berechnet würde, und auch die vornehme Welt dürfte sie mitunter recht gern sehn.

Herzog. Meint er? Ha ha ha! Prinz Stephan, besuchten Sie auch wohl erzkomische Possen?

Prinz. Die hohen Schicksalstragödien besuche ich nicht.

Herzog. Weiter!

Rath. Dazu müßten aber eigens noch Stücke gefertigt werden, die unserm Volk, unserer Oertlichkeit anpaßten. Es gäbe solche nicht, schriebe deren auch ein eingeborner Dichter, müsse er dem Geschmack der Ausländer huldigen, sonst nähme man sie nicht auf; oder die ausländischen, oder einheimisch verausländerten Rezensenten mißhandelten sie gröblich.

Herzog. Nun radotirt der gute Mann.

Soll die Regierung sich gar in Rezensentenhändel mischen? Wer mißhandelt ist, vertheidige sich, die Presse ist an wenigen Orten so frei als hier. Und was untersteht sich der Reinert doch, auf den Vorzug der Ausländer anzuspielen? Ist er nicht ein Eingeborner? Und hat so ansehnliche Stellen bekleidet — nur sich nirgend conservirt.

Rath. Es wäre doch kein übler Zweck, den gemeinen Mann von den Lastern des Trunkes und Spiels nach und nach zu entfernen, ihn verständiger zu machen.

Herzog. Gewiß nicht; nur möchte das vorgeschlagne Mittel wenig ausreichen.

Rath. Es ließe sich dabei noch einem anderen wichtigen Zweck entgegen streben. Die Modethorheiten — worunter bedenkliche und gefährliche — zögen ungehinderter bei uns ein, als in vielen anderen Hauptstädten, siedelten fester sich an, weil nichts sie bekämpfe. Vor Allem wäre das komische Theater dazu geeignet, und schon im Alterthum von den Menander und Aristophanes, den Plautus und Terentius dazu benutzt worden.

Herzog. Modethorheiten nennt der Eine, was dem Andern löbliche Sitte dünkt. Die altdeutsche Tracht ist eine Mode unserer Tage;

übertriebe man sie auch, so stände es doch um Leib und Seele besser dabei, wie an den parfumirten Petitmätern vor vierzig Jahren. Wollte man doch nicht ungerecht seyn. Ich dürfte nur den — wie heißt er doch? — Warner zum Hoftheaterdichter ernennen; was gilts, er schriebe auch bald ein Stück: die Ausländer in * * *. Ha ha ha! Nein, zu inneren Anfeindungen soll die Bühne keine Gelegenheit darbieten. Lieber ästhetisire sie fort.

Rath. Am zweckdienlichsten würde bei dem Allen eine wohlfeile Nebenbühne seyn, nach Art der Boulevardstheater in Paris, und der kleineren zu Wien.

Herzog. Dies habe ich auch schon gesagt, man hatte ja so viele Einwendungen. Das Hoftheater könnte die höhere Kunst ins Auge fassen, das kleine ergötzen. Ich — erschiene auch dann und wann.

Rath. Sollte sie jedoch eine wahre örtliche Tendenz oder Nationalität gewinnen, dürfte nöthig seyn, daß nur ein Landskind an der Spitze stände, Eingeborne, die unsern ganzen bürgerlichen Zustand genau kennen, als Dramaturgen oder Dichter dabei beschäftigt würden.

Herzog. Will sich denn eine Verschwö-

rung gegen meine Ausländer bilden? Fast werd ich sie noch eigens in Schutz nehmen müssen.

Rath. Auch ließe sich wünschen, daß das Theaterwesen nicht unter der geistlichen Behörde, sondern unter der Polizei stände.

Herzog. Da bäte Hohlburg um seinen Abschied, und ihn kann ich nicht missen; er fördert Religion, Moralität. Von dem was Reinert sagt, ist manches nicht unrichtig; ich behauptete immer und bleibe dabei: er ist ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, ein Denker. Allein er ist auch gewaltig vorlaut, und egoistisch, nur seine Meinung hält er bewährt.

Rath. Uebrigens sagt er noch von dem Schmählibell: sicher hätte keiner von Ihr Durchlaucht Unterthanen es an den Pallast geheftet; es käme ein fremder Provinzialismus darin vor.

Herzog. (aufgebracht.) Auch da einen Ausländer in Verdacht? Der Brotpreis, von dem im Libell die Rede ist, wird meine ausländische Beamte, die gut besoldeten, doch nicht in Verlegenheit setzen. Dem Reinert geschrieben: ich hoffte von seiner Vigilanz eine baldige Ausmittelung der Schelme, welche neulich Raub und Diebstahl begangen. Um das, was nicht in seinen Amtskreis gehörte, möchte er sich nicht kümmern, und

mich auch nicht öfter mit solchen Vorschlägen behelligen.

Rath. Sehr wohl! — Von Seiten der Justiz wird über den Treumann berichtet, wie Ihr Durchlaucht geboten.

Herzog. Ah der Kandidat. Vor etlichen Monaten wollte Hohlburg die von ihm gestiftete Erziehungsanstalt aufgehoben.

Rath. Der Treumann nennt sie deutsch-vernünftige Erziehungsanstalt, und ging in einem Programm von dem Satz aus: nichts kleide uns Deutsche besser als Vernunft.

Herzog. Wo läge hier die Sträflichkeit?

Rath. Des Programms willen hat ihn der Schulrath Heilger injuriarum belangt. Denn es heißt darin: man wolle künftige ruhige Bürger ziehn, nicht Jünglingen, oder selbst Knaben schon, den Kopf mit politischem Schwindel erhitzen, über den wohl graue Männer noch straucheln könnten. Der Jugend Fantasie wäre leicht berückt; sie müsse zuvor Alter und Erfahrung achten lernen, ehe sie es sich beikommen ließe, Regierungsformen zu meistern. Leibesübungen sollten im Treumannschen Institut getrieben werden, doch mäßig, von Gemüthsübungen dagegen Alles entfernt seyn, was Neigung zum Partheigeist, wovon es

leicht zur Partheiwuth hinginge, entflammen könne. Heilger klagte über handgreifliche Anspielung, und den gegen ihn erregten Verdacht, als wolle er künftige Empörer und Aufruhrstifter bilden. Die Vertheidigung des Treumann lautete schwankend, und er ist zum halbjährigen Arrest um so mehr verurtheilt, als auch Graf Hohlburg, als Chef des Schulwesens, sich beleidigt erklärte.

Herzog. Da trete ich für den Heilger ein. Ich besuchte die Leibesübungen, hörte Reden von ihm, worin er mit Wärme Liebe zum angestammten Fürsten empfahl. Die Zöglinge riefen mir auch jedesmal ein Hurrah, daß mir die Ohren gellten. Schon recht, daß man hämische Anschuldigungen straft.

Rath. Graf Hohlburg findet auch manche im Programm befindliche Ausdrücke hinsichtlich der Religion tadelhaft. Es heißt da: weil die Vernunft des Deutschen Nationalzeichen sei, müsse er sie auch bei der Religion einführen.

Herzog. Aha! Wenn gleichwohl leidige Vernünftelei daraus wird, und den Glauben untergräbt.

Rath. Die Erziehungsanstalt scheine vielen Zulauf zu gewinnen, um so mehr wäre ihr

Aufheben zu wünschen; man würde in Irreligion und Undeutschheit dort unterrichten.

Herzog. Das klingt nun zu hart, und weshalb sollen nicht mehr Schulen nebeneinander bestehn? In Athen gab es viele, von entgegen gestellten Grundsätzen, in Jerusalem einmal auf Dreihundert. Die Meinungsfreiheit soll doch auch nicht beeinträchtigt werden — freilich aber auch nicht Irreligion und Undeutschheit gelehrt. Wie beweis't man das?

Rath. Der Treumann hat keine Pfarre erlangen können, seiner heterodoxen Probepredigten halber, und sich als ein schlechter Patriot bewiesen, nicht mit in den heiligen Krieg ziehn wollen.

Herzog. Hm — vielleicht wegen Kränklichkeit.

Rath. Er hat sich erklärt: ein Theolog dürfe nicht Blut vergießen wollen.

Herzog. Und wie viele Theologen zogen mit in den Kampf. Die Geistlichen in Spanien — wahr bleibt: genau den Sinn des Christenthums erwogen, hatte der Kandidat nicht unrecht, ein schlechter Patriot bleibt er dagegen. — Dem Minister geschrieben: ich stellte es ihm an-

heim, ob er die Anstalt aufheben wolle oder nicht. — Genug für heute!

Man liefert eine dritte Episode — ungern, allein sie gehört zum Ganzen.

Das geheime Liebesmahl.

Eine Anekdote aus den geheimen Memoiren über den Hof zu ***.

Daß Heilige auch Menschen sind, versteht sich mehr noch wie von selbst; was könnte überflüßiger seyn, als es zu bemerken. Das Menschenthum soll jedoch im Heiligthum so untergehn, daß man es nicht mehr sieht. Was unterging, von dem ist gleichwohl nicht zu behaupten, daß es nicht mehr vorhanden sei, wo die Abendsonne ein Beispiel liefert. Den Schein aber meiden, hierauf kömmt es an, Phöbus meidet ihn auch jede Nacht für Europa; was er dann in Amerika thut, geht uns nichts an, sehen wir davon doch nichts. Die Wiklef, Huß, Zwingli, Luther würden mit keiner Silbe zu religiösen Revolutionen angemahnt haben, alles Blut, was in den Glaubenskriegen floß, in seinen Adern geblieben seyn, wenn die apostolischen Heiligenscheine den eingewebten Menschenstrah-

len das Leuchten nur da gestattet hätten, wo Niemand sie ersah, oder vielmehr nur höchstens vier Augen. Doch jene ungeistliche Obergeistliche, wie Alexander VI. u. s. w., jene Cardinäle mit ihren Suppliken um verstattete S—e, denen ein Fiat ut petitur zum Bescheid ward, jene Abteien, worin es lustiger zuging, als auf des Marschall Richelieus kleinen nächtlichen Festen, luden sich ja Protestantismus und Reformation recht muthwillig auf den Hals; des markigen Luther Ausdruck babilonische *** konnte nicht mehr in Verwunderung setzen. Darum sagten auch die weiseren Schüler Loyolas: Thut was ihr wollt, nur daß es Niemand erfährt.

Weil man nun an dem Hofe zu *** durch Religiosität und Moralität sein Glück machte, so leuchtet ein, daß männiglich, was hier gedeihen und emporkommen wollte, sich der Religiosität und Moralität befleißigte. Und da, wie Allenthalben, man hier die Glücksuchenden in bedeutender Zahl vorfand, mußte ganz natürlich eine bedeutende Summe von Religiosität und Moralität sich anhäufen. Daß gleichwohl Allenthalben das Menschenthum im Heiligthum untergegangen sei, wollten die Statistiker nicht glauben, wenn sie jährlich die Sterbe- und

Geburtstabellen lasen. Denn nach wie vor erblickte das siebente Kind auf unehlichem Wege das Licht der Welt, ja in den letzten Zeiten beinahe das sechste, wo man sonst kaum von dem siebenten zu reden hatte. Und in sofern das Collegium medicum sehr nützliche Krankheitslisten in Druck gab, welchen eine jährliche Nachweisung über die verbrauchten Arzeneien angehängt war, ließ bei jenen sich der Kopf schütteln, und bei dieser sich wundern, daß an merc. dulc., merc. nitros., nux juglans, der Heilkunde Bedürfniß so stieg. Es war jedoch einmal so.

Dagegen mußte auch der Neid selbst beschwören — wie Schiller sagt — daß der Ehedem in der That ärgerlich helle Schein mindestens zum Dämmerlicht herabgesunken war, und namentlich die vornehmen Heiligen, wenigstens der Mehrzahl nach, den Menschen wie eine Nachtsonne verbargen. Und feindete man gleich die Franzosen mit allem nur aufzubringenden deutschen Zeitgeist an, wurde ihres Moralsprüchleins, il faut sauver les apparences, dennoch gedacht. Es wird auch behauptet: daß weder Deutsche noch Teutsche jenes Sprüchlein mißbilligten. *)

---

*) Denn es gab hier eigentlich zwei Partheien,

Es verdient auch um so mehr Lob, wenn man erwägt, daß bei Vornehmen die Sache der Menschheit beredter verhandelt wird, als bei Geringen. Vornehme Tafeln mit ihrem flüchtigen und permanenten Reiz — mit Brown zu reden — was bedarf es noch einer Erörterung; jener Prälaten üppige Tafeln, der Müßiggang dazu, stifteten auch das Unheil.

Da wir jedoch in einem spekulativen Jahrhundert leben, so würde es auffallend gewesen seyn, wenn Niemand auf die Moralität in *** spekulirt hätte. Die auf den Gegensatz trugen wenig mehr ein; schon weil ihnen der häufig eingerissene Dillettantismus empfindlichen Nachtheil brachte. Daß eine Spekulation, wie die

---

Deutsche und Teutsche, die sich nicht über den Namen einigen konnten, schon grimmig zu haßen begannen, und künftigen blutigen Streit um das D oder T ahnen ließen. Doch hatte es eine komische Seite, wenn klar sich aus der Geschichte erwies, daß man hiesigen Orts nicht von deutschen, sondern slavischen Völkern stammte, und die Franzosen — der eingewanderten Franken, Schwaben, Allemannen halber — ächtere Deutsche wären, als die Einwohner von ***

eben genannte, kluge Berechnung entwerfen mußte, leuchtet ein.

Eine gewisse Madame Cenis trat nun wie so eine kluge Rechnerin auf, konnte ein großes Talent heißen. Sie kam nach ***, man wußte nicht von wannen, sie aber wohl, daß große Talente vom Auslande hier offne Arme fänden. Sie gab sich bei der Polizei als eine — Predigerwittwe an, die von einem Vetter mehrere Tausend Thaler geerbt habe, und fortan hier zu leben dächte. Nun, einige Tausend Thaler sieht man auch gern ins Land ziehn.

Die Matrone kaufte ein kleines Haus, das immer sorgfältig verschlossen gehalten wurde, sich nur öffnete, wenn die alte Magd Lebensbedarf einholte, die Besitzerin sonntägliche und Wochenpredigten besuchte; demnächst jeden Sonnabend, wo man hier Almosen vertheilte. Zur gewöhnlichen Armenkasse zahlte die Predigerwittwe ein Schärflein, das man reichlich nennen durfte.

Stets ging sie im schwarzen Kleid, den altdeutschen Kragen bis ans Kinn herauf gezogen, das Spitzenhäubchen hatte mit solchen Aehnlichkeit, welche die Herrnhutherinnen tragen. Sie duldete nicht, daß sie Jemand Madame anredete, wollte Frau Predigern, oder schlechthin

Frau Fromming heißen; denn war schon ihr eigentlicher Name Cenis, hatte sie nun ihn abgelegt, und sich Fromming getauft.

Einige Zeit nach ihrer Ankunft bat sie in einem demüthigen Brieflein an den Hofprediger: in die hiesige Bibelgesellschaft aufgenommen zu werden. Der Empfänger des Schreibens besuchte sie. Da stand ein Cruzifix unter dem Spiegel, an den Wänden hingen Kupfer, die lauter Szenen aus den Evangelien darstellten, Mathäus, Marcus, Lucas nebst Kapitel und Vers darunter. Auf dem Tische — dessen gewirkte Decke auch biblische Geschichten enthielt — lagen die heilige Schrift, eine große Postille, das güldene Schatzkästlein, Porst und Benjamin Schmolk, alle mit vielen schmalen grünen Seidenbändchen versehn, die als Zeichen der erbaulichsten Stellen dienten. Der Besuchende wurde auch durch die Wittwe des seligen Herrn Confraters nicht wenig erbaut. Sie sprach wie ein Buch von den Büchern, war auch in den herausgegebenen Schriften berühmter Kanzelredner belesen, tadelte an Reinhard, daß er zu wenig auf Glauben verwiese, und derlei mehr. Wie hätte man dieser Andächtigen den Eintritt in jenen löblichen Kreis verweigern sollen?

Bald

Bald darauf suchte sie ihn aber auch bei den Liebesmahlen. Höchlich würde sich in Irrthum befangen, wer dabei an die leiseste Zweideutigkeit gedächte. Sie wurden ganz nach dem Vorbilde der christlichen Gemeinen im zweiten Jahrhundert vollzogen, wie es ein Cyprianus beschreibt. Man versammelte sich jede Woche einmal, nach gethaner Arbeit. Eine Andachtsübung ging voran, demnächst unterhielt man sich über die Mittel, die noch immer vorhandnen Spuren leidiger Freidenkerei auszutilgen, verirrte Schaafe liebreich wieder zur Heerde zu führen. Jedes Mitglied hatte zu berichten, was ihm, hinsichtlich jener Zwecke, in seiner Umgebung zu veranlaßen möglich gewesen, und was es fortan zu thun denke, wobei die übrigen mit Rath aushalfen. Man las auch Betrachtungen über den Gegenstand, und allgemeinere, zu Papier gebrachte, Vorschläge ab. An der Tafel, die nun folgte, durften keine als nur auf jene Absichten bezogne Gespräche verlauten. Nach alter Sitte lieferte jedes Mitglied eine einfache Speise. Zu Ende wurde für die Armuth gesammelt und nach verrichtetem Gebet trennte man sich. Den Liebeskuß, als ächt vorzeitlich, hatte der Schulrath Heilger eingeführt sehn wollen,

der Minister des Obern ihm jedoch widerstrebt, um auch da allen Mißdeutungen auszuweichen. Nun wer könnte einen solchen Verein tadeln?

Frau Fromming ward denn auch Mitglied, und kam bald zu hohen Ehren in dieser Gesellschaft; theils ihres herzigen, altdeutsch ehrsamen Betragens willen, theils weil ihre Vorschläge zum Seelenheil der weiblichen Jugend so gemüthlich wie menschenkundig tönten, und auch, weil sie bisweilen kurze Inspirationspredigten vortrug, deren Salbung den Andachtsgenossen sich ungewöhnlich mittheilte. Sie hieß bald die ächtchristlichste und verständigste unter allen Frauen, welche die Anstalt zählte. Demüthig bescheiden lehnte sie jedoch alles Lob ab.

Hier machte sie nun Bekanntschaften mit vornehmen Herren und Damen, mit älteren und jüngeren; es war Ton geworden, die Liebesmahle zu besuchen, und ihre Frequenz nahm zu, als man in der Stadt von der Predigerwittwe hörte, welche der Verein bald mit Martha und Maria, bald mit der heiligen Cäcilia verglich. Denn wenn sie sang, hatte ihr Augenaufschlag eine Idealität, mit welcher einige Maler die heilige Cäcilia nach dem Himmel blicken laßen, und gab daneben zu vermuthen: sie müsse einst

ausnehmend schön gewesen seyn. Auch die Reste zogen noch ein wenig an, und es bleibt sehr natürlich, daß jeder Sterbliche, und mag er auch zu einem Verein der Liebesmahle gehören, einer zurückstoßenden Außenseite nicht so gewogen ist, als einer holden.

Führte nun auch Neugier anderweitige Mitglieder herbei, so zählte die Fromming um so mehr Bekanntschaften, und dies gab wieder um so mehr Annäherungen. Da blieb ihr Häuschen nicht mehr so still; oft nahte ein Besuch, und nicht eben von geringen Leuten. Sie that peinlich darüber, man hätte sie denn um einen Glaubensartikel, eine Gewißensangelegenheit befragen wollen. In solchen Fällen wurden Auskunft und Rath gern ertheilt. Sie besuchte hingegen Niemand, schlug auch jede Einladung aus, es hätte denn eine Kranke ihren Zuspruch begehrt, oder eine Gelegenheit sich ereignet, wo sie Feinde durch sanftes Ermahnen aussöhnen, oder zwischen veruneinigten Eheleuten Frieden stiften konnte. Auch gelang ihr das oft; um so vortheilhafter wurde nun ihr Ruf, und mit allem Recht.

Bald gab sie den von allen Seiten gehörten Bitten nach, eine wöchentliche Versammlung der

Andächtigen in ihrem Hause zuzugestehn. Doch sollten — weil das Haus klein war — nur wenige auf einmal kommen, deshalb wechseln. Der Grund war hauptsächlich, daß immer Mehrere die heilige Frau zu sehn, oder zu befragen verlangten, und einzelne Besuche sie um alle Zeit gebracht haben würden. Die wöchentliche Versammlung sollte eine Gelegenheit darbieten, Alles mit Einem Male abzuthun. Doch wurden bald zwei, zuletzt gar drei Versammlungen daraus.

Und hier war es denn, wo sich eine Art Eleusis stiftete, in dessen Mysterien nur Weihe erlangen konnte, wen man gnügend in niederen Graden ausgeprobt hatte. Die erkennenden Zeichen, die Art, mit welcher die Oberpriesterin erst ihren Jüngern ins tiefe Gemüth schaute, ihnen Muth weckte, sie zu verstehn, Vertrauen, das Geheimgehaltenste ihr muthig zu offenbaren, der Umweg, den sie zu nehmen hatten, nach den Zwischenstadien, und von da ins Sanctuar zu kommen; dies Alles verlautete nicht, doch läßt sich von einer Fromming urtheilen, sie werde kein eben gemeines Verfahren angewandt haben. So viel weiß man, daß Erstens Viele nimmer zur höhern Weihe gelangten, nicht einmal zum ersten Grad, welchen sie den aufgeklärt-moralischen

nannte, wogegen im Vorhof das Wort Aufklärung verpönt war. Der zweite hieß der philosophisch-moralische, und endlich der letzte geheimnißvolle — der epikurisch-weise. Aber Niemand von den Erleuchteten dritter Instanz wußte vom Andern, kein Genoß — oder Genossin — wurde ihm auch je kund gethan. Die Meisten glaubten selbst nur einzig und allein sich geweiht. Die Aufnahme wurde in einem kleinen Hinterzimmer veranstaltet, wo Gemälde an den Wänden hingen; doch von einer Composition, die von jener, welche die Kupfer in der Wohnstube zeigten, ungemein verschieden war. Süß betäubende Gerüche durchwehten hier die Luft, eine Harmonika ertönte lieblich, kleine Votivtafeln mit transparenten Inschriften waren an die Säulen geheftet, welche des tempelartigen Zimmers bemalte Decke trugen. Man ersah den alten Denkspruch: Ede, bibe etc. Schillers: Genieße, wer nicht glauben kann, und: Was man von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück. Ein anderes Reimlein hieß: Und wenn nichts nach dem Tode wär, wir hätten nicht genossen, es hätte die Vernichtung sehr, (empfänd sie noch) verdrossen. Wieder eins: Und wärs, er kann nicht Strafe weihen, dem heißen Trieb,

sein eigenes Verleihen. Wieder eins: Folgt der Natur, was kann sie anders wollen, als daß wir ihr gehorchen sollen; die Kraft genieße, das Alter büße. Und mehr ähnlichen Inhalts. Die Weihende schied, so bald sie den Neuling — oder die Neulingin — eingeführt und mit einer dichten Maske sein Antlitz verhüllt hatte. Er blieb, eine köstlich besetzte kleine Tafel, und eine Art Grahamsches Ruhebett sah er im Gemach, und ein holdes Mägdlein trat zu ihm ein, im andern Fall ein schöner Jüngling.

Allein die Aufnahme, und ihre Folgen kosteten viel Geld, weshalb nur reiche Herren und Damen Zutritt fanden. Nur bei einem gewissen Schulrath sollte die Oberpriesterin eine Ausnahme gestattet haben, weil seine derbe Haltung ihr selbst gefiel, und sie, wenn er im Heiligthum erschien, zu bleiben pflegte.

Nun konnten Damen, welche nicht verheirathet, oder es mit Unzufriedenheit waren, hier trauliche Stunden verleben, einer letheischen Verschwiegenheit gewiß, und mittelst der Larve und Dunkelheit, welche beliebig eintrat, völlig unerkannt. Die geheimen Nachrichten sagen, daß blühende Jünglinge der herzoglichen Leibgarde in Portechaisen durch Gärten und Hin-

terthüren an Ort und Stelle gebracht, und wieder entfernt wurden, ohne daß sie ahnen konnten, wo sie sich befunden hätten.

Einen gewissen Minister sollte die Weihe entzückt, und er sich gar oft im Tempel eingefunden haben. Eben so war es einer Hofdame ergangen, die in namhafte Schulden versank, um die Kosten zu bestreiten. Beide geboten tiefes Dunkel, vollständiger Sicherheit willen.

Eines Tages hatte der Minister den Tempel auf ein halbes Stündchen für sich bestellt, und die Hofdame auch. Letztre hatte sich in der Zeit geirrt, kam bei Weitem zu früh, und die auch in das Heimliche geweihte Dienerin der Fromming beging zugleich ein Versehn. Die Hofdame hätte einen Gesellschafter aus der Garde, und der Minister eine Bajadere finden sollen, und sie trafen Beide zusammen; nicht ahnend, wer der andere Theil sei. In überströmender Wonne entfielen dem Minister ein Paar leise Worte. Jene erkannte die Stimme, es gelang der Weiberzunge nicht, das nöthige Schweigen zu bewahren; sie fuhr ungestüm auf:

Ihr Excellenz, hier find ich Sie? Den Minister hätte beinahe ein Schlagfluß, gelähmt.

Doch stammelte er: Und ich Sie, meine Gnädige?

Beide hatten einander Liebe und Gegenliebe in frommen Zähren angedeutet, allein nur die Hofdame aufrichtig, Jener nicht. Er ging mit dem Entwurf schwanger, alle übrige Minister zu verdrängen und sich zum Major domus, zum Richelieu des Herzogthums zu erheben. Da schien es ihm kein ungünstiges Ereigniß, wenn er einer Hofdame Liebe erregt hatte. Desto mehr gute Nachrede an der fürstlichen Tafel. Er suchte aus diesem Grunde ihr Minneflämmlein etwas zu nähren, wollte mindestens ihrem leisen Hoffen keinen Strich durch die Rechnung ziehn. Kömmt Zeit, kömmt Rath, dachte er; bin ich nur zuvor Premierminister, soll es am Strich eben nicht fehlen.

Nun hatte sie aber ihm einen gezogen, und einen gewaltigen. Denn sie nützte den Augenblick mit Geistesgegenwart, und sagte: Uns bleibt nichts übrig, als eine schnelle Heirath. Weichen Sie aus, übe ich auf meine eigne Kosten Rache und meide den Hof. Den Chef der geistlichen Behörde, der sich in dies Eleusis weihen ließ, wird man jedoch unfehlbar nicht an seiner Stelle laßen.

Der Graf zog saure Mienen, biß demungeachtet in den sauern Apfel, und die Vermählung feierte sich bald.

Vierte Woche.

Der Fürst bemerkte heute gleich nach seinem Eintritt: wie er schon manchen Tag sich vorgenommen hätte, die Sachen, wie es auch nöthig, kurz zu verhandeln, und dennoch Alles über die Gebühr sich ausspänne. Es dürfe heute nicht der Fall seyn, ihn erwarteten noch andere Verrichtungen. Ueberhaupt schien er nicht am beßten gelaunt.

Allerdings hatte der Vortrag, in den Stunden wo Prinz Stephan sich zugegen befand, eine sonst nicht übliche Weitläuftigkeit erreicht, daneben auch der Fürst oft nach Jenem sich umgesehn, und die Verhandlungen, bei welchen er die Schreibetafel emsig gebraucht, um so mehr ausgedehnt, damit es grade am Zulänglichen hier nicht fehle. Diesmal zeigte er hingegen sich dazu nicht aufgelegt, und mahnte wiederholt an Eil. Kann auch seyn, daß Prinz Stephans Gegenwart ihm lästig zu dünken begann.

Rath. Schulrath Heilger dankt unterthä-

nigst, und gelobt den Befehlen treu und fromm nachzuleben.

Herzog. Gut! Die Bestallung!

Rath. Sattler Still —

Herzog. Querulirt er schon wieder? Gleich dem Minister remittirt. Weiter!

Rath. Kandidat Treumann fleht um Revision seines Prozesses —

Herzog. Kann bei der Justiz appelliren.

Rath. Und Nichtaufhebung seiner Anstalt, weil er das ganze Vermögen seiner Frau darauf gewandt habe —

Herzog Darum soll das Gemeinwesen leiden? Er ist ohnehin ein mauvais sujet, es wird von allen Seiten bezeugt; irreligiös, hat das Vaterland nicht wollen vertheidigen helfen. Abgeschlagen, bleibt bei Hohlburgs Verfügung! Weiter!

Rath. Minister Haßler sendet den Fabrikenplan des Bankier Schmuggel ein, empfielt ihn abermal unterwürfig —

Herzog. That es auch gestern im Staatsrath. Und — ein seltner Fall — ihm pflichteten alle Minister bei. Leichtstädt sagte: wenn nicht bald etwas gethan würde, so vielen müssigen Händen Arbeit nachzuweisen, könne man für Aus-

brüche der Verzweiflung nicht einstehn; und in dem Sinn äußerte sich ja neulich auch Reinert. Trägau stellte vor: bei der neuen Fabrikanlage würden manche Invalide, manche Wittwen im Felde gebliebner Soldaten Unterhalt finden. Hohlburg rief aus: Ora et labora — und, das läßt sich doch Alles hören. Ich will bei dem Allen kein Monopol.

Rath. Der Schmuggel sucht es nur auf sechs Jahre nach; bis dahin würden sich andere Erwerbquellen geöffnet haben —

Herzog. Sind sie auch für ihn?

Rath. Ich trage nur nach Pflicht vor, was —

Herzog. Und ich mag so einem getauften Juden immer nur wenig trauen, obgleich Haßler versicherte: er habe den Arbeitslohn mit solcher Uneigennützigkeit gestellt, daß man eher Schaden als Vortheil für ihn absehn dürfe; aus Patriotismus allein handle der Mann — hm, könnten wir das glauben —

Rath. Der Oberhofprediger bezeugt ihm einen Uebertritt aus —

Herzog. Das hörte ich schon.

Rath. Die Bibelgesellschaft bescheinigt den Empfang von Dreihundert Exemplaren.

Herzog. Und nähmen wir an, sein Christenthum wäre nicht aufrichtig, könnten Dreihundert Exemplare in manchen Herzen doch andächtigen Sinn und Glauben wecken.

Rath. Weil das Lokal für die Anstalt der Liebesmahle zu eng ist, will der Bankier in seinem Hause unentgeldlich ein anderes einräumen.

Herzog. Dies macht es doch glaubwürdig, daß nicht immer Eigennutz seine Triebfeder ist. Bei dem Allen weiß ich noch nicht, was ich thun soll. Große Fabrikeigenthümer schaden Anderen —

Rath. Niemand würde hier; etwas Aehnliches unternehmen können, weil ihm die Mittel nicht zu Gebot ständen.

Herzog. Sie nähren wohl Menschen, es ist aber auch danach — zwar meint Hastler — und ein Monopol ist doch gegen Smiths Maximen, die wir sonst befolgen. Nicht wahr?

Rath. Adam Smith hält nur unmittelbares Einmengen der Regierung schädlich; es gehört nach ihm zur industriösen Freiheit, daß große Spekulationen Einzelner gestattet sind.

Herzog. Die Fabrik des Schmuggel will aber Begünstigung durch ein Einfuhrverbot, und wir haben die Gränzen unbedingt geöffnet.

Rath. Ihr Durchlaucht, im handelsfreien

England giebt es ungemein viele Sperren und Prämien, zum Vortheil inländischer Manufakturen.

Herzog. Wahr! — Sagen sie mir noch ihre eigne Meinung. Ich will sie!

Rath. Nach Pflicht und Gewissen kann ich nur unterthänigst bemerken, daß ich den Plan gemeinnützig halte. Denn öffnen Reiche ihre Kasten und bringen das Geld in Umlauf —

Herzog. Noch Eins! Woher ist der Schmuggel? Auch aus der Fremde?

Rath. Hier geboren und erzogen.

Herzog. So wird man doch nicht mir nachreden, ich begünstigte in wesentlichen Dingen Landskinder nie. — Fiat!

Rath. Sehr wohl!

Herzog. Weiter!

Rath. Minister Leichtstädt meldet durch ein Citissime: Hofrath Fell habe das Komplott, welches neulich vor dem Hause des Freiherrn Hastler tumultuarisch sich versammelt, und einen förmlichen Aufruhr anzetteln wollen, entdeckt. Nur den ersten Urhebern, worunter sich ohne Zweifel der Anhefter des Libells befunden, sei ihre Flucht gelungen, weil Reinert keine Vigilanz bewiesen.

Herzog. (betreten.) Doch wirklich Auf-

ruhr gemeint? Und Reinert wußte, ahnte nichts davon, ein Fremder konnte es ausmitteln? Nein, er taugt nicht zum Polizeidirektor. Abgesetzt, es ist billig und recht. — Ist eine Pension vakant, wird man ja sehn — wenn er nicht zu sträfliche Nachläßigkeit sich zu Schuld kommen ließ. Alles soll aufs genauste untersucht, und nach den Gesetzen verfügt werden. — Aufruhr also, Aufruhr mein Lohn für die Milde, die Liberalität, womit ich regiere, ei, ei! Nach grade glaube ich den strengen Moralisten die Behauptung: Güte verderbe den Menschen, Härte bändige ihm den unlautern Trieb. Wie ging es einst dem gutmüthigen Herzog Ernst von Gotha; aber in Cassel, in Cassel sieht man Gehorsam. Hm — dieser Hofrath Fell hat sich wirklich ein Verdienst um mich, um den Staat erworben. Leichtstädt sagte mir viel über seine Wissenschaft, Reisen, Menschenkunde. Letztere hat er in der That erprobt. Ich muß dankbar seyn, erfahre auch, daß sich zum Polizeidirektor nur ein gewandter Kopf eigne. Erst meinte ich, nach dem Frieden thäte es nicht so Noth, doch all die Excesse, Aufruhr sogar — nun ich behalte mir die Wiederbesetzung der Stelle noch vor.

Rath. Wohl! — Von Seiten der Justiz

wird gemeldet: daß sich neue Gravamina wider den Schriftsteller Warner gefunden, und man ihn abermal verhaften müssen.

Herzog. Doch ein verdammt unruhiger Kopf! Aber ich sehe, wie man zur Unruhe geneigt ist. Was that er?

Rath. Das Verbrechen — geht neuerdings —

Herzog. Was stocken sie? Heraus!

Rath. Es geht Ihr Durchlaucht höchste Person an —

Herzog. Nachdem ich ihn begnadigte?

Rath. Er hat — einen Kupferstich entweder selbst gefertigt, oder fertigen laßen — doch ist jenes wahrscheinlicher, und bekannt, daß er zu zeichnen versteht.

Herzog. Aha — ich merke. Ein satirisches Kupfer, eine Art Karrikatur. Es begegnete schon Kaisern und Päbsten, soll mich auch nicht um meine Fassung bringen. Der Inhalt?

Rath. Das Kupfer liegt bei.

Herzog. Nur her!

Rath. (übergiebt in großer Verlegenheit ein Blatt.)

Herzog. (nachdem er es genommen, verächtlich lachend.) Was ist das für Unsinn, Frazzerei? Eine Gestalt, halb wie ein schöner Geni-

us, halb wie ein abschreckend Ungethüm, ein Engelsfittig, ein Drachenflügel, um das Haupt an einer Seite ein Heiligenschein, an der andern — eine Schellenkappe. Sie hat den Rücken gebogen, fliegt, Oben befinde ich mich — was heißt das?

Rath. Nach den Reden, die oft der Warner geführt, worüber man Zeugen abgehört, meint er: in Ihr Durchlaucht Landen bringe der Zeitgeist manches Gute, aber auch manchen Unfug. So wird die Gestalt allem Vermuthen nach den Zeitgeist personifiziren sollen.

Herzog. Ei nun — ganz ohne Uebel und Narrheit ist der Zeitgeist auch nicht. Er eilt mit mir davon — nach Rosengebüschen — nun das ginge an — aber viele Disteln und Dornen winken daneben, Abgründe auch. Immer konnte nur einem verbrannten Gehirn das einfallen. — Aber wie weiß man, daß Warner des Blattes Urheber sei? Hat man ihn auch nicht unschuldig angeklagt?

Rath. Das Blatt zirkulirte in der Hauptstadt —

Herzog. (stampft mit dem Fuß.) Zirkulirte?

Rath. Doch nur in wenigen Abdrücken, die

die Hofrath Fell — dessen Minister Leichtstädt schon sich bediente, Unbill auszuspähn — schnell Gelegenheit fand, einzuziehn und der Justiz zu überliefern.

Herzog. Der Fell muß doch ein brauchbares Subjekt seyn.

Rath. Weil nun die Zeichnung mit des Warner bezeugten Reden, selbst mit einigen Stellen seiner Schriften, Analogie zu haben schien, wurde seine Wohnung, als er nicht daheim sich befand, durchsucht, und im Koffer die Platte nebst mehreren hundert Abdrücken gefunden.

Herzog. Mehreren Hundert! Sollten wohl in ganz Deutschland zirkuliren Ich habe dem Fell nicht geringe Verbindlichkeit. Die Stelle kann nicht lange unbesetzt bleiben. Er ist Polizeidirektor. Das Patent ausgefertigt!

Rath. Wohl!

Herzog. Und wie entschuldigt sich der saubre Warner?

Rath. Er läugnet um das Blatt zu wissen; die Umstände sprechen aber zu laut gegen ihn.

Herzog. In der That.

Rath. Der Koffer war ungemein vorsichtig und fest verschlossen; man konnte ihn durch Gewalt nur öffnen.

Herzog. Welche Schurken giebt es doch! Prinz Stephan, Sie machen ja Jagd darauf.

Prinz. Wenn ich mein Schweigen brechen darf, bemerke ich gehorsamst: daß ich hier einen meiner ansehnlichsten Rekruten zu finden hoffe.

Herzog. Nur daß er sein Glück nicht machen wird; Sie müßten es denn negativ verstehn. Denn wird ein so frecher Beleidiger seines Fürsten nicht gehangen, macht er Glück. Ich — wünschte bei dem Allen, daß ihn irgend etwas, nur einigermaaßen, entschuldigen könnte; möchte, wenn es nur anginge, im Sinn meiner vorigen Begnadigung handeln.

Rath. Das Justizkollegium hat — im Vorgefühl, daß es Ihr Durchlaucht edelmüthigem Herzen —

Herzog. Gut! Was hat es gethan?

Rath. Noch vor Einleitung des neuen Criminalprozesses, der ohne Zweifel lebenslängliche Zuchthausstrafe zur Folge haben wird —

Herzog. Ich mildere auf jeden Fall daran. Sähe ich nur nicht, wie nöthig doch in dieser Zeit abschreckende Beispiele sind, ich thäte mehr.

Rath. Aus vielen seltsamen, widersinnigen Meinungen, aus einem Streit über das Theater-

wesen, wo er schier aberwitzige Behauptungen aufstellte, aus dem unerklärlichen Wagniß mit dem Blatte, und seinem verschrobnen Inhalte selbst, schien nicht undeutlich hervorzugehn, die Geisteskräfte des Warner müßten an Zerrüttung leiden. Es kam dazu, daß er im Gefängniß wie rasend sich gebehrdete, und ausbrechen wollte. Man requirirte das Collegium medicum, welches zwei seiner Glieder in den Arrest des Warner sandte. Sie bezeugen auf Eid und Pflicht, seine Reden wären ihnen mehr als bedenklich vorgekommen; verwilderte Gesichtszüge, ein Puls wie im Typhus, beglaubigten noch mehr —

Herzog. Es soll mir lieb seyn, wenn ihn Verstandeszerrüttung entschuldigt. Wohl, man bringe ihn ins Barmherzigkeitsspital, pflege ihn human, suche ihn zu heilen, den Gebrauch seiner Vernunft ihm wohlthätig zurückzugeben. Ist das geschehn, mag er laufen — doch über die Gränze. Weiter!

Rath. Graf Hohlburg reicht neue Beschwerden über den Theaterdirektor ein —

Herzog. Abermal? Kurz, kurz; ich habe so nicht mehr Lust zu arbeiten, bin in einige Wallung gerathen.

Rath. Ob ihm der Minister gleich em-

pfohlen, die Stücke des Kotzebue vom Repertoir zu tilgen, habe er neulich die so irreligiöse Sonnenjungfrau dargestellt, auch Menschenhaß und Reue, das Ehefrauen zur Untreue aufmuntre, weil ein Paar sentimentale Thränen Alles ausgleichen, ferner den Rehbock —

Herzog. Genug! Ich habe doch keine Ruhe, bis ich seinen Professor Greif anstelle. So sei es denn; dem alten Direktor Pension! Was noch?

Rath. General Trägau übermacht des Rittmeister Sollner Urtheil zur höchsten Genehmigung.

Herzog. Hat lange gedauert.

Rath. Weil Ihr Durchlaucht die vollkommenste Partheilosigkeit befahlen, wurden Offiziere aus fremden Garnisonen zum Kriegsgericht berufen.

Herzog. Und was erkannten sie?

Rath. Cassation und einjährige Festungsstrafe.

Herzog. Der arme Sollner!

Rath. General Trägau bemerkt: es sei ein gelinder Ausspruch, weil die Gesetze eine Herausforderung mit dreijährigem Festungsarrest zu ahnen vorschrieben.

Herzog. Bei Zweikämpfen pflegt man indeß sie ein wenig zu umgehn — des Ehrpunktes halber. Und ich glaube, daß Rousseau irgendwo sagt: ein Duellmandat strafe die Braven und begünstige den Poltron.

Rath. Des Generals Bemerkung schließt aber keinen nachtheiligen Wunsch ein; er läßt vielmehr die dringend unterwürfige Bitte folgen: Ihr Durchlaucht möchten aus höchster Gnade die Strafe des Verurtheilten noch zu mildern geruhn, weil die Beleidigung ihn, den General, getroffen habe.

Herzog. Wacker gedacht! Die Subordination muß bei dem Allen aufrecht erhalten werden. Nun die Cassation confirmire ich, die Festungsstrafe mag dem Rittmeister erlassen seyn. Genug heute.

Der Fürst sagte dem Prinzen Stephan noch: er möchte nun zum Gewinn der Wette sehn, dafern er es könne. Uebrigens würde ihm nicht entgangen seyn, daß man bei den Regierungsgeschäften nicht auf Blumen wandle.

Prinz Stephan erbat sich acht Tage, um seinen Bericht zu ordnen, und die nöthigen Beläge von nah und fern beizubringen.

Meistens waren sie schon da; es hatte dem

Prinzen jedoch einige Tausend Thaler gekostet, und er hatte sich dabei mit Leuten in Verbindung setzen müssen, die er sonst wohl keines Anblicks gewürdigt hätte. Allein der Ehrgeitz, seiner Wette ein Genüge zu thun, auch die Hoffnung, viel Gutes damit zu bewirken, hatten ihn weder Mühen, noch Resignation scheuen laßen.

Als die beraumte Frist umgelaufen war, verfügte sich Prinz Stephan zum Herzoge, und las ihm nachstehenden Bericht vor.

Erster Abschnitt.

Personen, die seit vier Wochen ihr Glück im Herzogthum machten.

1. Frau von Schmatz, und ihre Tochter.

Es ist eine Lüge, daß Frau von Schmatz arm sei. Ihr Mann, der verstorbne Kammerdirektor, hat ihr Funfzigtausend Thaler nachgelaßen, um die er einst den Staat betrog, als Domänengüter verkauft wurden. Das Geld steht in auswärtigen Fonds, die Wittwe stellt sich dürftig, theils damit ihres Mannes Verfahren nicht

an den Tag kommen soll, theils damit sie in guten Häusern schmarotzen kann, ohne zu Gegenbewirthungen verpflichtet zu seyn, und endlich, damit ihr Geiz am Hofe allerhand Vortheile erzielen möge. Um die erbettelte Pension hat sie eigentlich die Oberstin von Wundenfeld gebracht, der sie wahrscheinlich sonst zugefallen wäre. Diese ist in bittre Armuth versunken, wenn man Seiner Herzoglichen Durchlaucht schon sagte, sie besäße ein Landgut. Es ist klein, bereits verschuldet geerbt, und im Kriege so mitgenommen, daß es völlig den Gläubigern gehört.

Wenn die Schmatz patriotische Gaben darbrachte, hatte sie alle eingesammelt; besuchte die Spitäler, sich einen vortheilhaften Ruf, und mittelst ihm nützliche Verbindungen, auch das Frauenkreutz, zu gewinnen. Von den ihr eingehändigten milden Beiträgen ist die Hälfte in ihrer Tasche zurückgeblieben. Geläufige Zunge, wie schlaue Verstellung und Heuchelei, setzten sie in den Stand, mächtige, ihren Absichten willfährige Gönner und Gönnerinnen zu finden. Wer sollte auch einer Frau sich abhold zeigen wollen, die alle Welt eine ausgezeichnete Patriotin und mildthätige Christin nennt?

Wenn sie ein Findelkind aufnahm und lie-

bend erzieht, so blieb dabei nur der Umstand verborgen, daß es ihr Enkel ist. Denn Fräulein Tugendreich von Schmatz unterhielt mit einem französischen Employé, der bei ihrer Mutter im Quartiere lag, ein geheimes Liebesbündniß, und genaß von ihm eines Knäbleins. In sofern sie auch mit einem Sänger vom Theater, der ihr Unterricht gab, im vertrauten Umgang lebte, haben mithin der Herzogin Durchlaucht nichts weniger als eine züchtig deutsche Jungfrau zur Hofdame bekommen.

2. Graf Sapiaski.

Er ist ein Abentheurer und Spieler, die Wunden, die er an sich trägt, hat er empfangen, als er einst beim Faro betrog. Das Zeugniß des verstorbnen commandirenden Generals im * * *schen Dienst, galt eigentlich seinem Vetter, der späterhin auf dem Schlachtfelde blieb, und dessen Ehrenzeichen er sich bemächtigte. Er fand hiezu Gelegenheit, weil er im Hauptquartiere als Spieler sich herumtrieb. Er hat zwar einige Zeit gedient, doch einmal nur den Feind gesehn, und ist dann gleich, bewiesener Verzagtheit willen, ohne Abschied entlaßen wor-

den. Jene Bescheinigung der Officiere in seinem Regiment, schmiedete er selbst, als der Brief vom Gesandten an General Trägau eingelaufen war. Im Hause, nahm er ihn in Empfang, öffnete ihn verschmitzt, und legte das falsche Papier ein. Die vom corps de genie so gelobte Denkschrift ist ein Auszug fremder Werke, ein geschickter Artillerist fertigte ihm Zeichnungen dazu. Das corps de genie und die Neuteroffiziere lobten, theils dem Kriegsminister nach Wunsch zu leben, theils weil die Schrift ihnen weiter keine Mühe auflud; eine Sache, womit das corps de genie eben nicht gern zu thun hat. Uebrigens besitzt der Sapiaski aber auch ein sehr geübtes Talent, sich einzuschmeicheln und Freunde zu erwerben. Seine Gestalt kömmt ihm dabei zu Hülfe; seine Orden, sein Grafentitel verschaffen ihm Ansehn. Letzterer ist gleichwohl usurpirt; es giebt wohl eine Grafenlinie dieses Namens, der Abentheurer gehört aber nicht dazu, und die Vetterschaft mit dem Gebliebnen war ziemlich weitläuftig. Was ihm indeß hier vor Allem den Eingang öffnete, und die Untersuchungen über ihn eben nicht zu scharf anstellen ließ, ist der Umstand: daß er einer von den verblühten Töchtern des General Trägau den Hof,

und sie zu heirathen Miene machte. Das ist um so nichtswürdiger, als er schon eine Gattin hat, und verließ, nachdem er sie um ihr Vermögen gebracht, dessen Rest hier noch einigermaaßen ihn glänzend auftreten ließ. Mit seinem Zweikampf verhielt es sich eigentlich so:

Der Rittmeister Sollner begegnete ihm, und sagte: Herr Graf, ich höre, daß Sie um die Eskadron sich bemühen, die mir zukömmt. Geben Sie den Plan auf; ich werde mir den Vorzug nicht gefallen laßen. Der Sapiaski, auf Trägaus Zusage gestützt, antwortete ihm mit Hohn und Verachtung. Sollner, ein treffliches Mädchen liebend, und einer Heirath mit dem Empfang der Eskadron entgegen sehend, war ohnehin auf den Grafen, von dem er manches Schlimme gehört, übel zu sprechen, duldete um so weniger seine beleidigenden Aeußerungen, und forderte ihn. Sapiaski wollte nun ausweichen, und entgegnete: er dürfe mit einem bürgerlichen Officier sich nicht schlagen; weil ihn jedoch Andere warnten, sich in keinen üblen Geruch zu setzen, fand er, daß es nöthig sei, sich zu stellen. Doch ging er vorher zum Fräulein Trägau, und sagte: Vielleicht muß ich auf ewig von Ihnen Abschied nehmen, denn ich reite eben vors * * *

Thor, um hinter dem kleinen Busch ein Paar Kugeln zu wechseln. Das Fräulein, um den Bräutigam in Verzweiflung, benachrichtigte die Mutter, und diese, die viel über den Gemahl vermag, drang in ihn, nachzureiten und den Zweikampf zu stören. Sollner, als ein gescheuter Mann den Zusammenhang ahnend, lachte freilich als er den General an dem abgelegnen Ort im vollen Galopp erscheinen sah, und der Sapiaski noch sich stellte, als wolle er durchaus von dem Duell nicht abstehn. Trägau, aus andern Gründen schon mit Sollner unzufrieden, ließ ihn sehr hart an; kein Wunder, wenn dieser in einige Leidenschaft gerieth, und ihm die Worte herausfuhren: Ich weiß, warum Ihr Excellenz dem Grafen die Eskadron verschaffen wollen. Desto hitziger wurde Trägau, sprach von Cassation für die Ausforderung. Der Rittmeister sah wohl ein, daß Jener es dahin bringen könne und würde, schwieg daher auch nicht, weil ihm dünkte, es sei nun einerlei, er nun doch in jedem Fall unglücklich.

3. Schulrath Heilger.

Es ist ein Abentheurer andrer Art, ein litterarischer; wie es deren in Deutschland viele

giebt. Auf der hohen Schule machte er den Renommisten, war dann hie und dort auf dem Lande Erzieher, und trieb viel wüstes tolles Zeug, weshalb er auch kein Predigeramt erlangen konnte. Hörend, bei uns machten Altdeutschheit, Frommthun und viel Aufsehens von Leibesübungen, die ein ganz neues Riesengeschlecht erziehen sollten, leicht Glück, kam er denn hieher, und bewies alle Consequenz. Jahns, Arndts, Passows Schriften las er fleißig, eignete sich ihren Styl zu, trieb es noch weiter, und verblüffte gar Viele durch Anmaaßung und grobe Unverschämtheit. Doch hätte er es wohl nicht zeitig zu solchem à plomb gebracht, wäre er nicht in das Haus des verstorbnen ersten Consistorialraths getreten, dessen Knaben er unterrichtete, aber auch seine sechszehnjährige Tochter — durch vorgespiegelte Ehe — verführte. Als Jener bald darauf starb, wollte Heilger der Tochter sein Wort nicht halten, weil er schon den Entwurf gemacht hatte, durch Unverschämtheit selbst die Prinzenhofmeisterstelle zu erlangen, bei der ihm nöthig dünkte, unverheirathet zu seyn. Das unglückliche Mädchen tödtete ihr Kind, wollte aber den Verführer nicht angeben. Ich muß doch sterben, sagte sie standhaft, wozu noch Jemand in mein Ver-

hängniß verflechten; sei ihm verziehn. Seine Herzogliche Durchlaucht wollten die Sentenz mildern; sie verlangte indeß Todesstrafe und empfing sie. Wie erst Graf Hohlburg erschien, kam vollend Heilger bald zu Ansehn und Einfluß. Der Minister half auf jede Weise ihm die errichtete Schulanstalt emporbringen, empfahl ihn nicht allein dem Fürsten, mit Enthusiasmus, sondern machte auch, daß Andere es thaten, und es recht Ton und Mode ward, den Heilger zu preisen. Freilich thaten manche vernünftige Männer es kopfschüttelnd und mit ironischem Gesicht; wer aber konnte einem Minister widerstreben, der so viel beim Fürsten galt; Niemand mochte auch ein schlechter Deutscher heißen, wenn er nicht für den Erzdeutschen in die Posaune stieß. Uebrigens ist vollkommen wahr, daß Heilger seinen Zöglingen republikanischen Sinn einimpft. Und wenn man doch in einer Republik, mit allem billigen Recht nicht dulden würde, daß ein Fremder daher käme und die Jugend der vorhandnen Staatsform entfremdete; wenn man in England und Frankreich den Ausländer gar nicht freundlich ansehen möchte, der zur neuheranblühenden Generation sagte: Du sollst nicht mehr aus Engländern oder Franzosen bestehn, vielmehr

das seyn, wozu es mir belieben wird, Dich zu machen; wie kömmt es, daß in unserm Herzogthum Liberalität sorglos Bedenkliches geschehen läßt, und tönenden Worten von Deutschheit, Kraft, frommer Wiedergeburt, noch mit Achtung entgegen tritt, ohne zu erwägen, was dahinter sich verbergen könne: Wäre selbst auch nur treue gute Meinung im Spiel, sind die Formen so vergriffen, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, Uebles sich daraus entwickeln muß. Denn man sondert unsre Jünglinge und Knaben zu einem eigenen isolirten Stand, was ihnen nicht ziemt, legt so den Grund zum Partheisinn um so mehr, als ihnen Haß und Verachtung gegen Andersmeinende eingeflößt werden. Hiezu kömmt, daß es bei der Jugend weit leichter gelingt, Leidenschaften aufzuregen, als niederzuhalten. Uebrigens seufzen unbefangen denkende Männer, wenn sie die Frage sich vorlegen: Was wird der grob ungeschliffne Gesell, der wüste Querkopf doch aus den Söhnen des Herzogs erziehn? Allein sie reden nicht, weil es doch überflüßig ist, und es ihnen nur die Verfolgung der Minister aufladen würde. Und trefflich verstehn unsere Minister das, wenn es gleich den Anschein nicht so hat. Mindestens werden Einländer, die nicht Haß-

lers und Hohlburgs Zeitgeistkram mit offnem Munde bewundern, oder wohl gar die Meinung hegen, nicht Alles davon paße hieher, nie zu etwas gelangen, alle ihre billigen Ansprüche verachtet sehn. Und reizt sie etwa die oft erfahrne Ungerechtigkeit — wie den unglücklichen Warner, dem, wenn er ein Amt suchte, stets hergelaufne Ausländer ohne das mindeste Verdienst vorangestellt wurden — zu einer lebhaften Aeußerung, fallen Jene mit dem Richterarm über sie her. —

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß obige Schilderung auf deutsch vaterländischen Sinn und die so heilsamen jugendlichen Leibesübungen keinen Tadel werfen sollte. Es giebt ohne Zweifel redliche, Achtung verdienende Männer, die um Beides sich mühn, oder es lehren; nur die ächte Deutschheit, womit die unverschämten Glücksritter unsrer Zeit auftraten, ist sehr unächt, weil Biedersinn und Vernunft ihr abgehn, und man kann gar wohl die Jugend stärken und stählen, ohne sie daneben in dem zu unterweisen, was ihr leicht schädlich wird, mindestens unnütz.

4. Professor Greif.

Ein elend dürftiger Kopf, ohne alles gründliche Wissen, ohne alle hervorstehende Gaben, wir müßten denn Nachäffung, Dünkel und Kriecherei, die freilich in einem hohen Grade ihm eigen sind, dahin zählen. Wegen Betrügerei entflohner Kaufmannslehrling, zog er einige Zeit mit wandelnden Bühnen umher, mußte sich aber zum souffliren verstehn, weil sein schlechtes Mimentalent keinen Beifall erzielte. Doch übte er sich daneben, hundertmal gesagte Dinge noch einmal zu sagen, Gedanken zu entlehnen, zu bereimen, so gut es gehn wollte. Nun faßte er die Meinung von sich, ein schriftstellerisches Talent zu seyn, nahm sich vor den Autor ex professio zu machen, und kam hierher, weil man ihm unser Land wie der Fremdlinge Eldorado geschildert hatte. Er meldete von hier den auswärtigen Zeitungen und Journalen Neuigkeiten, und diente unsrer Polizei als geheimer Spion. Wenige Fürsten in Deutschland, denen er nicht seine plagiirten Schreibereien in Reim und Prosa zugesandt hätte, oder ihnen mit Betteldedikationen lästig gefallen wäre. Hie und da erlangte seine Zudringlichkeit doch wohl ein Geschenk

schenk, mindestens ein verbindliches Schreiben, womit er dann sich brüstete, um sich geltend zu machen. Noch mehr imponirte er durch vorgezeigte Rezensionen seiner Schriften, die ausschweifend löblich klangen. Hiezu bahnte er sich verschmitzt die Wege. Er sandte den Vorstehern der Litteraturzeitungen, und ihren kritischen belletristischen Mitarbeitern, die er auszuspähn wußte, Exemplare seiner Werke, und spendete in den Briefen ihnen Weihrauch im Uebermaaß. Nun sind, wie Kenner der Sache behaupten, auch die schmähsüchtigsten Rezensenten für Demüthigung, Lob und Bitten empfänglich, thun dann ein Uebriges, laßen zum wenigsten dann eine Schrift, die sie außerdem mit Galle würden überfluthet haben, mit einem blauen Auge davon. Die Journalisten aber, denen Greif durch Meldungen nützlich war, stießen aus Erkenntlichkeit für ihn in die Posaune. Auch knüpfte er mit einigen ihm ähnlichen Federhelden einen Schutz- und Trutzbund, nach welchem sie einander wechselseitig zu rühmen sich verpflichteten, wo das Asinus asinum fricat denn galt. Immer war es noch dem Greif nicht genug. Deshalb bot er sich noch unter einem erborgten Namen und anderer Handschrift wohl sechs fremden Blättern

zum Mitarbeiter an, und hatte nun ein offenes Feld, seine Schriften durch Selbstrezensionen zum Himmel emporzuheben. Dies las man, und weil der Greif daneben unsern Staatsbeamten mit Kriechereien zu nahen suchte, ihren Bedienten, selbst bis auf den Hausknecht herab, schmeichelte, gewann er immer mehr Platz. Einige patriotische Gedichtlein und Leichtstädts Zeugniß, durch wesentliche Benachrichtigungen genützt zu haben, machten, daß Seine Durchlaucht ihm den Professortitel gaben, ungeachtet Niemand einsah, was der Greif wohl lehren könne, es müßte denn die Kunst seyn, zu scheinen was man nicht ist. Nachdem ein aus erborgten Phrasen zusammengestoppeltes, sogenanntes Trauerspiel von ihm Aufsehn erregt hatte, wurde ihm auch eine Pension; und nun faßte er den Gedanken, unter Graf Hohlburgs Begünstigung, in dessen Ideen er einging und ihm frömmelnde, mystische Geburtstags- und Neujahrsgratulationen, wie andere Schmeicheleien sandte, es noch bis zum Herzoglichen Hoftheaterdirektor zu bringen. Mit jenem Aufsehn verhielt es sich inzwischen so, daß Greif einige Dutzend Trinkbrüder frei ins Theater gebracht hatte, die lärmenden Beifall erheben, und jeden laut werden-

den Tadel überschreien und überklatschen mußten. Sechs ausschweifende Lobeserhebungen der Tragödie, worin er Sophokles, Calderon, Shakespear genannt wurde, hatte Greif insgesammt allein verfertigt. Besorgte er auf diese Weise nun seinen Lorbeer, wälzte er auf Andere eben so giftigen hämischen Tadel, ja ersann wohl die nichtswürdigsten Verläumdungen über sie, und ließ sie drucken. Es geschah solchen Autoren, die in seinen, weniger als mittelmäßigen, Fähigkeiten nicht eine strahlende Genialität erkennen wollten. Namentlich haßte er den Warner, seinen überlegnen Geist fürchtend, und suchte ihm hinterrücks zu schaden. Die boshaften Urtheile in fremden Zeitschriften, über Warners Geisteserzeugnisse, hat entweder Greif selbst niedergeschrieben, oder doch angestiftet. Als man Warners Drama im Theater so mißhandeln sah, stand auch nur der Greif im Hintergrunde, der sich mit seinen Gesellen verbunden hatte, das Stück auszupfeifen. Weil es denn immer viele junge Leute giebt, die am lärmenden Unfug sich ergötzen, und da einstimmen, wo eine Parthei anhebt, so pflanzt sich erhobnes Mißfallen auch leicht fort. Warner ahnte dies Alles, und goß dagegen über die unsinnigen Behauptungen in des Greif Rezensi-

onen seinen Spott. Vielleicht hätte er doch es nicht einmal gethan, weil er es billig unter seiner Würde halten konnte, den verächtlichen Menschen nur in Betracht zu ziehn, allein er wollte auch, wo möglich, verhindern helfen, daß unsere Bühne eine unangemessene, und höchst lächerliche Einrichtung empfinge. Desto mehr wurde nun der Greif sein Todtfeind. Die Anzeige über die Erzählung: der Kazik von Libahu, mit einer hämischen Auslegung, machte er der Justiz; sonst dürfte Niemand sie beachtet haben. Wie Seine Durchlaucht bei dem Allen den Warner begnadigt hatten, und Greif, der Alles auszuspähn sucht, erfuhr: Reinert habe sich verlauten laßen, er wolle dem Fürsten eine mehr populäre Anordnung des Theaterwesens, und eingeborne Leiter desselben vorschlagen, ihm auch bekannt war, daß Reinert den Warner schätze, fürchtete er hier einen, durch seine Rechnung gezognen, Strich. Denn kam Warner auf Reinerts Empfehlung beim Theater zu einigem Einfluß, konnte Greif allerdings für sein Machwerk besorgt werden. Und noch übler, wenn die Bühne fortan nicht mehr unter der geistlichen Behörde stand. So war der Greif nun bei Warners, wie bei Reinerts Entfernung interessirt,

und indem er sich, gleich nach Ankunft des Hofrath Fell — gleichsam aus Wahlverwandtschaft — mit demselben vertraut und zu gemeinschaftlichen Zwecken verbündet hatte, schmiedeten Beide nun einen Plan, der Jedem von ihnen zum Vortheil gereichen sollte.

5. Hofrath Fell.

War einst Advokat; unterschlagne Pupillengelder nöthigten ihn, aus seinem Vaterlande zu entfliehen. Er kam hieher, und suchte bei dem Minister Leichtstädt Gunst, indem er ihm allerhand Botschaften über das Ausland mittheilte, und einen Aufsatz über die zweckmäßigste Einrichtung der geheimen Polizei einreichte. Leichtstädt nahm ihn als Ausspäher bei dieser Polizei an, und indem sich Fell ziemlich tüchtig in diesem Amte erwies, machte ihm Jener das Versprechen weiterer guten Beförderung. Indeß wurde nach dem Frieden die geheime Polizei vernachläßigt, man zog, aus Ersparniß, die Gehalte ihrer Mitglieder ein, und als Leichtstädt erst Minister war, konnte der Fell nichts mehr erlangen, als daß man ihn beim Justizdepartement, für schmale Diäten, arbeiten ließ. Oft

sollizitirte er schriftlich und mündlich um die geleistete Zusage; der Minister dachte indeß selbst, an dem Fell wäre nichts, und fertigte ihn mit leeren Vertröstungen ab. Nun sann er auf eine nicht gemeine List, ging zu einer Kupplerin, und verlangte, daß sie ihm ein schönes, noch junges und den Wollüstlingen nicht bekanntes, gleichwohl schon verführtes, Mädchen nachwiese. Es geschah; Fell prüfte die Gelehrigkeit der Schönen, fand sie nach seinem Wunsch, und richtete sie nach dem entworfnen Plane ab. Bei einer neuen Ansuchung stellte er dem Minister vor: seine Frau und Tochter wären ihm nachgekommen, und er deshalb in einer um so peinlichern Verlegenheit. Er empfing nichts, Leichtstädt hatte Andere zu proteggiren, und vergaß über seinen Erlustigungen oft in der nächsten Stunde, was er gelobt hatte. Nun sandte Fell eines Tages jenes Mädchen, als seine vorgegebene Tochter, hin. Die Rolle des Flehens für ihren unglücklichen Vater wurde täuschend gespielt, das erkünstelte Weinen machte die feurigen Augen und blühenden Wangen noch reitzender. Leichtstädt wurde entbrannt, machte Liebesanträge. Erheuchelte Unschuld verwarf sie empört. Des Ministers Wünsche glühten nur höher auf, er

that Verheissungen. Man ergab sich endlich auf den Beding, daß für den Vater gesorgt würde. Nun mußte Leichtstädt schon zu seinem Worte sehn; der Hofrath schrieb ihm auch nach einiger Zeit: seine Tochter befände sich geschwängert, er wolle zum Herzog gehn, und Seine Excellenz als ihren Verführer anklagen. Dahin konnte es der Minister nicht kommen laßen, beschwichtigte Jenen vor der Hand mit einer Gratification aus der Justizkasse, und empfahl ihn nach dem Tode des Polizeidirektors, zu dem erledigten Amt. Weil indeß Seine Durchlaucht es dem Reinert zutheilten, glaubte nun der Hofrath gegen ihn eine Mine anlegen, und daneben sich in den Augen des Fürsten Wichtigkeit verschaffen zu müssen, damit Leichtstädts Empfehlung nicht abermal scheiterte. Daß er auf sein Mitwirken zählen durfte, erleichterte das Vorhaben, über das er nun mit Greif — Par nobile fratrum — sich näher besprach. Sie hatten Unteragenten aus ihrem ehemaligen Verhältniß bei der geheimen Polizei, verschmitzte Lohnlakeien, kleine Hausirer und manches lüderliche Gesindel noch zur Hand, das für Geld und Versprechungen that was man wollte. Etliche Subjekte darunter hatten eine vorzügliche Brauchbarkeit, indem sie wohl schwei-

gen mußten. Einem war nachzuweisen, daß er gegen Bezahlung vor Gericht zwei falsche Eide abgelegt, und, sich durch jene Werkzeuge mühend, einige der verübten Einbruchdiebstähle auszumitteln, gelang es dem Hofrath. Er ließ jedoch etliche von den Schelmen kommen, und sagte ihnen: Es steht bei mir, euch lebelang in die Karre zu bringen; wollt ihr jedoch mein Verlangen erfüllen, und keine Silbe davon über die Zunge springen laßen, soll eure Unthat auch ewig verschwiegen bleiben. Es leuchtet ein, daß sie Alles zuwilligen mußten.

Diese Kerle empfingen nun den Auftrag, heruntergekommene, leichtsinnige Fabrikanten aufzuwiegeln, und beim Trunk einfältige Tröpfe zu bereden, daß sie um Arbeit und verminderten Brotpreis vor dem Hause des Minister Hafler schrieen. So war jener abendliche Tumult angeordnet, den meistens betrunken Gemachte vollzogen. Die armen Verleiteten kamen hernach in Haft, ihre eigentlichen Aufhetzer mußten dagegen sich zeitig aus dem Staube machen. Das Schmählibell hatte der Professor Greif geschrieben, und konnte es um so mehr, da er seine Handschrift ungemein zu entstellen weiß, der Hofrath Fell heftete es dagegen an Seiner Durch=

laucht Palais. Hinsichtlich des Warner ließ Greif bei einem armen Kupferstecher jenes Blatt fertigen, ohne ihm die eigentliche Deutung zu vertraun. Und Fell schlich Abends in Warners Behausung, öffnete mit Dietrichen Thüre und Koffer, und legte Platte und Exemplare an den Ort, wo ihn die Polizeibeamten finden sollten. Es war schon gekartet, daß noch an demselben Abend die Nachsuchung erfolgte, ehe Warner heimkehrte.

6. Bankier Schmuggel.

Hat man eben zwei ungemein ränkevolle Menschen entlarvt, so ist dennoch zu bemerken: daß sie, in weitaussehenden, vielumfassenden Entwürfen, der Bankier Schmuggel noch übertrifft; wenn diese Entwürfe schon nicht so boshaft seyn mochten, obwohl auch Tausenden schädlich genug. Auch bediente er sich des Greif und Fell, für ihn zu schreiben, zu spähn; und besonders war Jener dienstwillig, der auch das fremde Zeitungsinserat, welches dem Heilger beim Fürsten so nützte, besorgt hat. Schmuggel ist der Sohn eines reichen Mannes, der viele große Entrepri-sen an sich zu bringen, und so Hunderttausende

zu gewinnen verstand. Der Apfel ist nicht weit vom Stamm gefallen. Es würde zu vielen Raum einnehmen, wenn man alle seine höchst verschlagene Maasregeln aufzählen wollte, mittelst derer er alle Minister, alle Beamte der Landeskollegien, wo er etwas nachsucht, bis auf die gemeinsten Schreiber hinab, für sich zu stimmen weiß. Er hatte im Kriege alle Nachrichten zuerst, oft früher als sie Eilboten brachten, und hing mit Freund und Feind zusammen. Er wußte hier und anderer Orten zu erfahren, was die Regierungen über die Staatspapiere verfügen wollten, kaufte oder veräußerte danach mit eben so vieler Sicherheit, als Andere nun offenbar doch betrogen wurden. Bei seinen Lieferungen übertheuerte er unverschämt an einer Seite, die Unteragenten und Arbeiter schrien Ach und Weh über ihn, und dennoch verstand er es, vortheilhafte Contrakte, mit einem zugemachten Auge durchsehene Rechnungen, und am Ende noch Lob seiner Uneigennützigkeit zu erlangen. Dem Minister Leichtstädt giebt er lucullische Schmausereien und Jagdpartbien, den Grafen Hohlburg blendete er durch seinen frommen Uebertritt zum Christenthum. General Trägau ist in der That unbestechlich, aber seine Gemahlin hat ein beson-

dres Wohlgefallen an niedlichem Porzellan und Silbergeräth. Mit Haßlers Uneigennützigkeit soll es eben so gar lauter nicht stehen, doch will er mit Zartgefühl behandelt seyn. Bisweilen gewinnt er seinen vielen Arbeiten doch ein Erholungsstündchen ab, dann spielt er eine Parthie Piquet mit dem Bankier, so wie die Ministerin ein Boston, und dergleichen, mit seiner Ehehälfte. Seltsam, daß Herr und Frau Schmuggel jederzeit ein ausnehmendes Unglück haben; Jener wettete sogar neulich mit Haßler über einen Gegenstand um Hundert Carolinen, und verlor. Auch besorgt er dem Minister Pferde, Wagen, Mobilien, und wirklich um einen billigen Preis.

Zeigt es sich nun da: oft müsse der arme Schmuggel gar sehr bluten, so ist doch wieder nicht zu bezweifeln, daß er seinen Schaden wohl einholt, wenn man auch nicht entdeckt, wo und wie. Vielleicht hat er auch bei manchen Geldgeschäften der Regierung die Hand verborgen im Spiel.

Den feinsten Streich übte er jedoch neulich aus, wie er das große Monopol suchte, woran er ohne Zweifel Hunderttausende gewinnen muß. Trotz allen sonst schlau gebahnten Wegen, fürch-

tete er noch den Einspruch des Kabinetsraths, dem Monopole verhaßt sind. Dem ehrlichen Mann ist nicht beizukommen, Schmuggel wußte es, auch daß er platterdings kein Einmengen seiner Gattin duldet; ja, wenn sie doch einmal für Jemand eine Bitte laut macht, Argwohn hegt, und aus überpünktlicher Gewissenhaftigkeit grade von dem das Gegentheil thut, was Jene empfahl. So machte sich der Bankier erst listig die Kabinetsräthin abgeneigt, indem er einen Ball veranstaltete, wozu er alle elegante Welt einlud, sie dagegen ausließ. Demnächst schickte er einen andern Wechsler, in dessen Geschäften er Summen hat, und der ihm mancherlei Heimliches besorgt, zur Kabinetsräthin, der sie angelegentlich bitten mußte, ihm einen Alleinhandel zu bewirken, die Absicht des Schmuggel jedoch zu hintertreiben. Madame war aigrirt, und that diesmal, was man verlangte. Nun aber sprach indeß auch ihr Gatte für den Bankier, als Seine Durchlaucht ihn um seine Meinung fragten.

Ich glaube den ersten Abschnitt meiner Wette nicht verloren zu haben. Trägt ein Individuum unter den Sechsen keine Beinkleider, schadet es wohl der Zusage nicht; ich gab dafür noch einen Anhang.

Beim nächsten Abschnitt darf ich mich kürzer faßen, weil ein Theil meines zweiten wahren Gemäldes im ersten schon enthalten ist.

Zweiter Abschnitt.

Personen, welche seit vier Wochen im Herzogthum harte Ungerechtigkeit erfuhren.

1. Fräulein Juliane von Wundenfeld.

Ihr gereichte zum Vorwurf, nicht mildthätig zu seyn, und dennoch ihr Verhältniß wenig zu beobachten, da sie beinahe dürftig gekleidet erschien.

Sie unterstützte von ihrem Einkommen die blutarme, neulich vom Schlag getroffene, Mutter. Auch wollte sie so viel ersparen, daß sie einige Schulden, die ihr Vater noch außer den hypothekarischen nachgelaßen, bezahlen könnte.

Es hieß: sie zeige beim Gottesdienst wenig Andacht und Rührung.

Sie bewahrt ächte Frömmigkeit im Herzen, erhebt dies Herz innig zum höchsten Wesen, ist aber nicht verschlagen genug, heuchelnde Thränen zu erkünsteln. Gegen das viel weinende Fräulein Tugendreich von Schmatz, und die so

oft in Rührung zerfließende ältere Hofdame, ist Juliane eine Susanna, eine Lucretia.

Man sagte ihr nach, Liebschaften zu unterhalten. Von einer Mehrheit konnte allein die niederträchtigste Verläumdung reden, doch schlug ihr Herz allerdings für einen wackern, trefflichen jungen Mann, mit welchem Juliane sich zu verheirathen dachte. In sofern er gleichwohl nicht adlichen Herkommens war, mußte sie am Hofe das schon geheim halten, Mißbilligungen zu entfliehn. Litten einst die Umstände ihre Vermählung, wollte sie die Entlassung nachsuchen, und mochten die Höflinge dann urtheilen, wie es ihnen beliebte.

Ihr Vater hatte den jungen Sollner zu seinem Adjutanten genommen, gewann ihn um so mehr lieb, hatte ihm so größere Verbindlichkeiten, als ihm Sollner, bei einem feindlichen nächtlichen Ueberfall, durch seinen zeitigen tapfern Beistand, das Leben rettete. Einst sandte ihn der Oberst in Regimentsgeschäften nach der Hauptstadt, wo er auch Briefe an die Familie übergab. Aus diesen ersehend, was Jener ihrem Vater gethan, überhäufte ihn Juliane mit gar vielem herzigen Dank, und rührenden Lobsprüchen. Juliane ist schön, Sollner war jung,

feurig, es darf nicht befremden, wenn das Mädchen einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Nach seiner Rückkunft beim Heer schien seine Gemüthsweise verändert, auf der bleichen Wange zeigte sich eine stille Trauer. Der Oberst nahm es wahr, forschte um den Grund; er ward ihm nicht eingestanden. In sofern Jener indeß häufig um seine Tochter fragte, der Adjutant dann erröthete, und verwirrte, stammelnde Antworten gab, ließ schon sich ahnen, was vorgegangen sei. Der Oberst sagte es nun dem Jüngling auf den Kopf zu, bemerkte aber auch, wie er den Retter seines Lebens gern zum Eidam annehmen würde, so bald der Friede und die übrigen Verhältnisse eine Heirath zugäben. Doppelt eifrig betrug sich nun der Adjutant, sich dessen werth zu machen, worin er dem höchsten Glück seines Lebens entgegen sah. Jener schrieb auch an seine Tochter, und sagte in dem Briefe: Sollner habe selbst gethan, wobei Andre sich auf die Ahnen beriefen, sei ein Edelmann im ächtesten Sinn des Begriffs. Nach ihrer Antwort erlaubte er auch seinem Adjutanten an Julianen und ihre Mutter zu schreiben; denn es hatte sich bereits erwiesen, daß er auch dem Mädchen einst Liebe entflammt. Einige Zeit darauf ward der Oberst

tödlich verwundet, konnte gleichwohl noch einige Briefe fertigen, und empfahl Seiner Durchlaucht seine Familie sowohl, als auch — wie er nach strengster Pflicht und Wahrheit es durfte — seinen Adjutanten. Es hatte den Erfolg, daß Sollner beim Leibdragonerregiment als Rittmeister angestellt, und Juliane, als sich eine Erledigung fand, zur Hofdame ernannt wurde. Jenen beschwur der Oberst noch auf dem Todtbette, seiner unversorgten Gattin auf alle ihm mögliche Weise beizustehn. Sollner that es redlich, gerieth darüber indeß um so eher in einige Schulden, als ihm die neue Equipirung bei den Leibdragonern ansehnliche Kosten verursacht hatte.

Bisweilen, doch selten nur, schrieb er Julianen, und vertraute Niemanden seine Beziehung zu ihr. Doch als er einer Eskadron entgegen sah, meldete er es der Geliebten, unterzeichnete jedoch nur den Anfangsbuchstaben seines Namens und machte das ganze Verhältniß wenig deutlich, weil es Juliane, die sich umstellt hielt, so verlangte. Wie er sich mit dem Sapiaski schlagen wollte, bat er Julianen indeß dringend, sie noch einmal sprechen zu dürfen, weil es das letztemal seyn könnte. Nun beschied sie ihn am Abend in den Schloßhof. Das und jener, Ihro

Durch-

Durchlaucht der Herzogin vorgewiesene Brief, machte ihr Unglück. Ich werde noch späterhin des armen Mädchens denken, das nicht allein hinausgestoßen wurde, sondern auch nun durch schmähsüchtige Zungen in den nachtheiligsten Ruf kam.

2. Kandidat Treumann.

Es ist eine Lüge, daß er seiner Heterodoxie willen kein Predigtamt erhalten habe; Empfohlne von Consistorialräthen und Kirchenpatronen, vertraten ihm Allenthalben den Weg. Als er jedoch einmal sich einem ausschweifenden Trunkenbold nachgesetzt sah, dessen ganzes Verdienst darin bestand, die nicht mehr gefallende Beischläferin eines vornehmen Mannes heirathen zu wollen; da schrieb Jener an das Consistorium, und beschwerte sich mit einiger Bitterkeit. Nun hatte er sich mächtige Feinde geweckt, man verketzerte eine von ihm herausgegebene religiöse Schrift, ungeachtet sie strebt, die lauterste Moral, wie Christus sie vortrug, gültig zu machen, aber mit lächerlichem Aberglauben sich nicht bemengt; und Treumann durfte im Herzogthum keine Beförderung mehr hoffen.

Er gründete nun seine Erziehungsanstalt, indem er Gelegenheit fand, ein Mädchen mit einigem Vermögen zu heirathen. Wie er dabei verfolgt wurde, ging bereits aus Heilgers Schilderung hervor.

Mit seiner Weigerung, in den Krieg zu ziehn, hatte es folgende Bewandniß. Er sagte: Ein Theolog darf mit eignen Händen kein Blut vergießen, doch will ich als Feldprediger dem Heere folgen; man soll mich nicht feige sehn, wo es gilt mitten im Kanonendonner die Krieger zu ermuntern, oder Sterbenden in der Schlacht Trost einzusprechen. Man wollte ihn aber nicht zum Prediger ernennen, und schwärzte ihn als einen schlechtgesinnten Patrioten an.

Die Anstalt ist aufgehoben, das Vermögen seiner schwangern Frau dahin, er sitzt im Gefängniß.

3. Sattler Still.

Weil im letzten Kriege Schmuggel Riemenzeug lieferte, das in den nächsten Tagen schon unbrauchbar ward, leitete es der Oberst Wundenfeld ein, die Reuterei mindestens so mit Zäumen und Sätteln zu versehn, daß man nicht be-

sorgen durfte, Alles daran würde im Kampf reißen. Der Sattler Still war ihm als ein fleißiger, redlicher Mann bekannt, der auch vermögend genug sei, die Auslagen bei einer Lieferung zu bestreiten. Er brachte ihn dem General Trägau in Vorschlag. Dieser willigte ein. In sofern er Allenthalben gern auf Ersparnisse eingeht, dem Fürsten sich dadurch beliebt zu machen, wollte er mit dem Sattler keinen andern Vertrag abschließen, als den vorigen. Er sagte: um Schmuggels Preis, wobei er doch bestanden, müsse Still auch liefern können. Schmuggel hatte jedoch untüchtige Arbeit anfertigen laßen, und die Kunst verstanden, für Hundert Sättel Hundertundfunfzig bezahlt zu erhalten. Beredtheit war Stills Sache nicht; es hatte ihm geschmeichelt sich berufen zu sehn, er wollte nichts gewinnen selbst Einiges verlieren, wenn er als treuer Unterthan der allgemeinen Sache durch gute Arbeit nützen könnte. Allein er sah bald, wie er sich verrechnet hatte, und litt bei den ersten Ablieferungen einen weit empfindlichern Schaden, als er sich es vorgestellt. Er bat um Erhöhung des Preises, und lieferte fort, Summen über Summen aufnehmend; denn wollte er Zahlung, war nimmer Geld in den Kassen; liquidirte Schmuggel, fehlte

es nie daran. Seine Bitte um Erhöhung ward abgewiesen, man berief sich auf den Vertrag. Zuletzt spielte ihm der Bankier noch einen argen Streich, indem er alles Leder in der Hauptstadt und Umgegend aufkaufen ließ. Nun konnte Still es nicht mehr um doppelten Preis in genügender Menge erhalten, und blieb deshalb mit einer zugesagten Ablieferung im Rückstand. Gleich nahm man ihm das Geschäft wieder ab, es kam in Schmuggels Hand zurück; Still mußte ihm seine noch übrigen Vorräthe um ein Spottgeld hingeben. Nach dem Kriege lief er Jahrelang um die noch ihm zustehenden Forderungen. Sich die Minister geneigt, sich bei Seiner Durchlaucht empfohlen zu machen, verstand der schlichte Bürger nicht. Endlich drängten ihn seine Gläubiger zu sehr; arme Mitmeister, die Arbeitslohn an ihn zu fordern hatten, befriedigte er vorlängst, indem er neue Summen zu dem Ende aufnahm und verzins'te. Desto größer seine Verlegenheit. Minister Haßler bot ihm Papiere an, die über dreißig vom Hundert einbüßten, der Fürst remittirte seine Klage; er mußte die Papiere nehmen, und war ein mehr als zu Grunde gerichteter Mann. Denn nicht allein, daß seine drei Häuser in fremde Hand übergegangen sind, manche

nicht befriedigte Gläubiger vermutheten auch noch gehehlte Summen bei ihm, und ließen ihn in den Schuldthurm werfen, wo der redliche Mann nun schmachtet, und lange noch schmachten wird, dafern es, wie bisher, keine Gerechtigkeit für ihn im Lande giebt.

4. Schriftsteller Warner.

Er ist aus Greifs Schilderung gnügend charakterisirt. Ein heller Kopf, fleißig um Erwerb von Kenntnissen bemüht, einfach, redlich. Seine Vaterlandsliebe ist ihm doch eher zu glauben als hergelaufenen Fremdlingen; er muß doch einen herzlichen Antheil an unserm Gemeinwesen nehmen, da er so viel über seinen Nutzen denkt und schreibt, ja, wie ein Märtyrer sich Verfolgungen preisgiebt. Seine unbestechliche Wahrheitsliebe macht ihn zum ewigen Feind alles erborgten Scheins, aller Heuchelei und Schmeichelei, und wenn er gegen Trug und Wahn kämpft, scheint er freilich bitter; wen sollten aber auch nicht so lieblose Angriffe, wie er, oder vielmehr seine Göttin, die Wahrheit, sie von Tartüffen unserer Zeit, lächerlichen Mysti-

kern, niederträchtigen Rezensenten u. s. w. zu leiden hatte, erbittern?

Eigensucht kann seine Liebe zum Fürsten und den Mitbürgern doch nicht seyn. Ihm ward ja im Gemeinwesen nichts als Zurücksetzung; er hatte nur zu fürchten, nichts zu hoffen.

Seltsam übrigens, daß ihm gar wohl bekannt ist, wie man die Glücksgöttin ereilen, wie man — wenn der Ausdruck gestattet ist — unsern Ministern insgesammt die längsten Nasen drehn, und es dahin bringen kann, daß sie, mit den von ihnen gelenkten Autoritäten und Corporationen, am Thron empfehlen und loben müssen, wie man nur will, und demungeachtet solche Wege nie einschlug. Die Wahrheitsgöttin zog er immer noch der Glücksgöttin vor.

Deshalb schwur ihm Letztere auch die volle Rache eines beleidigten Weibes. Im Barmherzigkeitsspital sitzt nun der Wahrheitliebende, mit sechs Rasenden zusammen eingesperrt. Versucht er zu entfliehn, legt man ihm Ketten an, oder einen sogenannten Zwingsack, worin er nicht Arme nicht Beine zu regen vermag. Täglich setzt man ihn in eine Wanne, und stürzt ihm aus einer Höhe von zwölf Schuh ein Dutzend Eimer kaltes Wasser über den Kopf. Mag dies

zuweilen Tolle heilen, so leuchtet auch ein, daß es ziemlich geeignet ist, Vernünftige toll zu machen.

5. Polizeidirektor Reinert.

Nachdem Hofrath Fell und seine Gehülfen beschrieben sind, ist es überflüßig, noch über Reinert etwas zu sagen.

Mit einer Frau und sieben Kindern ist er nun so gut wie am Bettelstab, und für ihn dürfte wohl nie ein Jahrgeld sich erledigen.

6. Rittmeister Sollner.

Dieser junge Mann von Genie ließ da sich wenig sehn, wo man Freunde erwirbt, an Wirthstafeln, bei der Flasche u. s. w. kein Wunder also, daß er eben keine Freunde zählte. Bürgerlichen Standes, und bei den Leibdragonern, hätte er unter seinen Kameraden, au[illegible] danach suchend, deren so leicht nicht gefunden.

Doch wonach er suchte, und was er oft fand, taugte ihm nun gar nicht. Er sann auf neue Ideen, Verbesserungen, Erfindungen. Hätte er sich umgesehn, würde ihm nicht entgangen seyn, daß von Allen, die im Herzogthume Glück machten, nicht Einer es neuen Ideen zu verdan=

ken hat. Schier ist nicht eine neue Idee hier seit Menschendenken ersonnen; Alles Nachahmung. Von Genialität reden zwar selbst die Kanzellisten, und vermeinen davon durchdrungen zu seyn, aber sie besteht immer in einem Hörensagen, höchstens in Noten zu einem Text, oder in einem variirten Thema, das in der Statistik etwa heißt: Adam Smith, Thaer, Luden sagt; in der Politik: Görres, Hornthal, Benzenberg sagt; in der Aesthetik: Schlegel sagt, Tiek sagt u. s. w. Nur im Heere will man keine Verbesserungen, sondern, nachdem genug umwandelt ist, einmal wieder Stabilität, ja man läßt dort nicht einmal Jemanden etwas sagen, da man nicht recht weiß, wen, als etwa den General Trägau, der aber nicht viel sagt.

Trägau ist in der That ein ehrlicher Mann, doch viele Arbeit nicht sein Geschmack. Sind die gewöhnlichen Sessionsstunden — in denen es bisweilen zu einem Schläfchen kömmt — vorüber, eilt er gern dem far niente in den Arm. Wer ihm nun außergewöhnliche Arbeit noch auflastet, kann ihm unmöglich gefallen. Weil die Unterbehörden gern Eins und das Andere vom Oberhaupt nachahmen, geht es beim corps de genie auf eine ähnliche Weise zu.

Das Wort Erfindungen entrüstet zumal. Sie genau zu untersuchen, würde gar viele Zeit kosten, man hat deren schon so viele bei der Arbeit einzubüßen, behält so wenige zu den Ergötzlichkeiten übrig. Erfindungen zu prüfen kostet auch Geld; das mag der Minister nicht anweisen, lieber am Jahresschluß mit ersparten Summen gefallen. Zudem würde noch das corps de genie eben nicht glänzen, wenn es Erfindungen annähme. Denn man könnte sagen: zum erfinden gehört Genie; wie kömmt es, daß nicht das corps de genie sich selbst damit bemüht, und es Andern überläßt?

So mag es denn wenig befremden, wenn man am kürzesten und räthlichsten findet, derlei gleich abzuweisen. In sofern dem Sollner jedoch manche Einwendungen nicht recht einleuchteten, weil sie ihm ein wenig absurd vorkamen, mochte es auch nicht befremden, wenn man ihn hier um so weniger lobte. Allenfalls zeigte man ja, daß man auch loben könne, z. B. an dem künftigen Schwiegersohn des Ministers. Freilich nöthigte dessen Eingabe auch keine zeitraubende Prüfung ab.

Wie es dem Sollner bei dem Zweikampf erging, habe ich berührt, doch sei noch angemerkt: daß Trägau zwar redlich handelt, es aber auch

nicht unredlich findet, einem künftigen Tochtermann fortzuhelfen, namentlich, wenn es den Anschein hat, die Armee mache an ihm eine brillante Aquisition. Die Pflicht kann da zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Ich melde weiter, und mit einigem Schaudern, was sich ereignete. Die Oberstin Wundenfeld traf ein zweiter Schlagfluß, vielleicht aus Gram über die Tochter und Sollner. Jene starb, Sollner war kassirt, seine Heirath unmöglich. Julianen hatte Schmerz der Liebe und nun Schmerz um die Mutter zu Boden geworfen; daneben ihr gekränktes Ehrgefühl, weil man, nach ihrer Verstoßung vom Hofe, den guten Namen der Sittsamen schmählich befleckte. Beiden Liebenden gab Verzweiflung den Gedanken ein: um Mitternacht auf dem Grabe der Mutter sich zu tödten. Jeder Theil wollte dem andern die Pistole auf die Brust setzen, so starb man von geliebter Hand.

Meine Späher hinterbrachten mir sogar dies Vorhaben. Sie hatten eine Magd im Hause der Wundenfeld vermocht, Sollners Briefe zu suchen und ihnen zu zeigen.

Ich wickelte mich in den Mantel, folgte um die beraumte Stunde den Unglücklichen, fand

sie am Thor des Kirchhofs, zwei Pistolen in Sollners Tasche. Zurück, rief ich, vielleicht wird noch Alles gut. Doch wird Ihnen keine neue Anstellung, Rittmeister, gebe ich Ihnen jährlich Tausend Thaler, und statte Ihre Braut aus.

Mein Bericht ist zu Ende, und ich denke —

Hier unterbrach ihn der Herzog, auf dessen Angesicht über dem Lesen oft die Farbe gewechselt hatte. Doch schien er zugleich ungemein empfindlich. Niemand verliert eine Wette gern; aber hören, wie arg man getäuscht und hintergangen worden, ist einem Privatmann schon gewaltig verdrießlich, um wie viel mehr einem regierenden Fürsten.

Etwas leise, doch sehr gespannt und schneidend, fiel er dem Prinzen in die Rede: So was läßt sich hinschreiben — es giebt sinnreich erfundene Romane —

Hier sind die Belege, rief der Prinz, auch ein wenig empfindlich; sie mögen in Ihr Durchlaucht Händen bleiben; laßen Sie nah und fern aufs Genauste um ihre Aechtheit und Wahrheit forschen.

Er empfahl sich.

Acht Tage lang sprach der Fürst kein Wort mit Prinz Stephan, und seine Begrüßungen waren ziemlich fremd und kühl. Dann ließ er jedoch unvermuthet den Prinzen rufen, trat ihm mit Offenheit, und das edle Herz im vollen Blick, entgegen. Achselzückend hob er an: Wie sind die Menschen! Aber kann ich genauer, kann ich mehr um Gerechtigkeit bemüht seyn?

Ohne Jenen zu Wort zu laßen, fuhr er fort: Ich habe aufgesetzt, was hier zu thun seyn wird. Zu sehr will ich meine Minister nicht kompromittiren; ich müßte sie verabschieden; wo nähme ich bessere her?

Frau von Schmatz und Fräulein Tugendreich packen sich aus der Stadt.

Sapiaski hat den Abschied. Er verdiente Cassation, der Verfälschungen halber; Trägaus willen sei es am Abschied genug.

Treumann ist Prinzenhofmeister, und hat die Aufsicht über alles Schulwesen in der Residenz. Heilger, weil ich ihn doch einmal in jenem Amte angestellt hatte, mag ein Jahrgeld beziehn, doch es außerhalb Landes verzehren.

Greif und Fell werden sogleich über die Gränze gebracht. Ihre empörenden Bubenstücke hätten Staubbesen und Karre verdient, allein ich muß Hohlburg und Leichtstädt schonen, deren Verfahren bei einer Untersuchung in einem zu üblen Licht dastände.

Der alte Theaterdirektor ist wieder eingesetzt, Reinert auch, und empfängt eine Gehaltzulage.

Schmuggels zugesagtes Monopol bleibt, doch mit dem Beding, daß er dem Sattler Still allen verursachten Schaden doppelt ersetze. Auch soll dieser nachgezahlt erhalten, was er an den Papieren verlor; auch das bürgerliche Ehrenzeichen werde ihm verliehn. Ich weiß, daß Herr Schmug-

gel auch verdient hätte, über die Gränze gebracht zu werden, doch – eine Million behält man gern im Lande. Es thut übrigens wirklich Noth, arbeitlose Menschen zu nähren. Damit Schmuggel jedoch wirklich nähre, sei ihm ein Aufseher gestellt, der von Zeit zu Zeit in seinen Fabriken zum Rechten sieht. Ich ersuche Ihr Liebden, es zu seyn, und einige Untergeordnete ernennen zu wollen.

Nun weiß ich nichts mehr, und danke Ihnen herzlich. – Doch eine Frage noch. Wie würden Sie an meiner Stelle es anfangen, um öfter als zeither die Wahrheit an Ihrem Throne zu sehn?

Ihr Durchlaucht, entgegnete Prinz Stephan, ich würde oft so einen Wahrheitscontrolleur ins Kabinet rufen, und ihn wechseln. Doch häufig auch selbst forschen, Leute aus allerlei Ständen um das fragen, was mir zu wissen nöthig schien. Ich glaube, daß ich selbst den Gebrauch der alten Khalifen von Bagdad zuweilen nachahmen, und verkleidet diesen und jenen öffentlichen Ort besuchen würde. Auch stehe ich nicht ein, daß ich nicht eine Art Hofnarren um mich duldete, und ihn zur offensten Wahrheit berechtigte. Vor allem aber noch würde ich selten mir empfohlne Schriften lesen, doch solche, wovon man übel redet, am meisten verbotne. Das Gesetz: du sollst nicht stehlen, dehnte ich bei meinen Beamten auch auf gute Namen aus, und einem anderen: du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten, hinge ich noch ein für deinen Nächsten an, und strafte die Uebertreter mit Beispiel gebender Strenge.

Läßt sich Alles hören, sagte der Herzog; und ich werde es in Bedenken nehmen. Sollte aber nicht eine ständische Verfassung, auch vom Zeitgeist so laut angepriesen, eine Führerin seyn,

an deren Hand die Wahrheit leicht zum Thron käme?

Prinz Stephan erwiederte: Dann wird die Piramide Oben stumpf, tiefer Unten verderben viel Köche den Brei. Sophismen und verschiedene Meinungen laufen ein, entstellen die Wahrheit auch. Partheien bleiben unausweichlich, und nicht immer ist ein Menejus Agrippa zur Hand, der sie friedlich aussöhnte. Lieber das Wesen der Souveränetät in sich vervollkommnet, damit sich der unübersehbare Vortheil der Einheit erhalte; so ist mein Rath. Der Fürst drückte ihm die Hand, und Prinz Stephan hob wieder an: Doch — Ihr Durchlaucht haben noch Einige vergessen. — Den unglücklichen Warner —

Jener schlug sich an die Stirn. Augenblicklich sei er aus dem Irrenhause entlaßen, rief er, und — ihm soll gelegentlich noch eine Pension werden. Nur ist der Fond klein, namhaft kann sie mithin nicht ausfallen.

Immer ungemein viel. Ein Eingeborner, ein privatisirender Schriftsteller, den man sogar beschuldigte, gegen den Fürsten geschrieben zu haben; wiewohl Niemand eigentlich so wahr und treumeinend für ihn die Feder ergriff.

Zufrieden empfahl sich der Prinz und sagte noch in der Thüre: Sollner und Julianen nehm ich auf mich.

Indem trat die Herzogin aber ein, gefolgt von dem Rittmeister und dem Fräulein. Ich that der Ehre dieses guten Mädchens weh, fing sie an, eine Mitgift aus meiner Chatulle vergüte es.

Sollner hat die Eskadron, rief der Herzog, und sei geadelt. Die Hochzeit werde am Hofe gefeiert.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Voß, Julius <<von>>,

Der Vortrag oder so gelangt die Wahrheit zum Thron e. Roman aus d. Fü
rstenwelt

Berlin 1819

P.o.germ. 2059 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129538-1